DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 6

INHALTS-VERZEICHNIS

Kurt v. Boeckmann ..... *Südsee-Exoten*
* * * .. *Aus dem polynesischen Schöpfungsmythos*
Mechtilde Lichnowsky ..... *Vor tausend Jahren*
Lucien Farnoux-Reynaud .. *La Gifle aux antiquaires*
Alfred Salmony ..... *Der Himmelsdrachenberg*
Harald Ungewitter ..... *Wie wird man Philosoph?*
Paul Nikolaus ..... *Ich und die Provinz*
Helen Grund ..... *Im Klima der Mode*
Frank Hurley ..... *The Cycle of a Coral Reef*
André Derain ..... *Gedanken eines Malers*
Jules Laforgue ..... *Warnung*
Ernest Hemingway ..... *Stierkampf*
Alexander Bessmertny ..... *Sammel-Querschnitt*

Bücher-Querschnitt / Marginalien

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

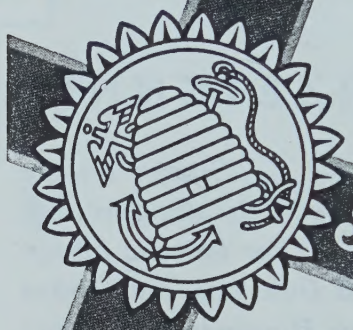
*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Ernst Aufseeser

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien

B, SPRENGEL & Cº, HANNOVER ★ GEGR, 1851



Sprengel

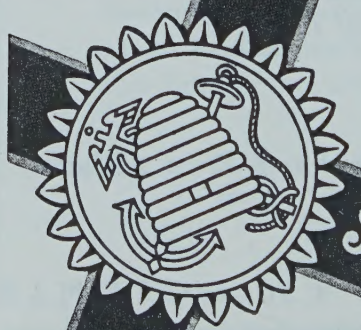
Schokolade

B, SPRENGEL & Cº, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Sprengel

Kakao

B, SPRENGEL & Cº, HANNOVER ★ GEGR, 1851



Sprengel

Pralinen

B, SPRENGEL & Cº, HANNOVER ★ GEGR, 1851

H. M. Pechstein

SÜDSEE-EXOTEN

Von

KURT V. BOECKMANN

Vierfach hat Europa die Südsee entdeckt. Erst geographisch — es war die Zeit der großen Welterforscher, die abendländisches Weitensehnen über die Erde trugen, Magelhaens, Torres, Cook und viele andere. Dann wirtschaftlich und politisch — es war die Zeit der vielen großen und kleinen Conquistadoren, die abendländischem Macht- und Besitzwillen auch im fernen Südmeer mit Kanonen und Farmerpeitschen neues Beutegelände öffneten. Dann philosophisch — es war die Zeit des Rousseauismus mit seiner Natur- und Idyllschwärmerei, die in den begeisterten Berichten einiger empfindsamer Südseefahrer neues Wunschland erkannte. Schließlich ästhetisch — es ist die heutige Zeit, die den europäischen Literatur- und Kunstmarkt gezwungen hat, den Schöpfungen der „Exoten" auch aus der Südsee gesteigerte Beachtung zuzuwenden. Wo liegen diesmal die Interessenmotive des stolzen und so selbstgenügsamen Abendlandes? Viel, allzuviel ästhetisierendes Schrifttum hat Europa über diese Frage hervorgebracht, hinter dem — bald unbewußt, bald vorsichtig verhüllt — Selbstverteidigung sich versteckt. An den Kern der Frage ist kein Literat herangelangt, weil er das, wovon er

schrieb, nicht kannte. Was ist Südsee, und was bedeutet ihre Kunst gerade heute für Europa?*)

Europa ist ein Kontinent mit weiten, nur von Flüssen durchstochenen Landräumen. Seine Bewohner sind Festlandsmenschen auch dann, wenn sie Schiffahrt treiben, denn ihre äußere und innere Daseinsgrundlage bleibt immer das Land. Die Inselwelt der Südsee aber, von Hawai bis Neu-Seeland, von Palau bis zur Osterinsel, ist punktförmig zerteiltes und splitterartig verengertes Land in einem gewaltig überwiegenden Meergebiet, dessen Längsachse ein Drittel des Erdumfanges mißt und dessen Querachse derjenigen Asiens nahekommt. Seine Bewohner sind Meermenschen auch dann, wenn sie einen Garten bestellen, denn ihre eigentliche äußere und innere Daseinsgrundlage bleibt immer das Meer. Nirgends auf der Erde tritt das Meer so nahe und überwältigend an den Menschen heran wie auf den oft nur atollgroßen Inseln der Südsee. Und so muß es sich auch im Seelentum jener Meermenschen und den äußeren Schöpfungen ihrer Kultur ununterbrochen und unbeengt widerspiegeln als jahrhundertelang täglich erlebte Weite, Größe, Übermäßigkeit, Einheit, aber auch als Wandlung von träumender Unbewegtheit bis in den Gegenschlag tobender Taifune. Heimat des Europäers ist horizontenges, einzelheitenüberfülltes Land. Heimat des Südseemenschen ist horizontweites, einförmiges Meer. Das Kalenderjahr des Europäers rechnet mit Jahreszeiten. Der tropische Mensch der Südsee kennt diesen Wechsel nicht. Er kennt nur eine Jahreszeit. So liegt zwischen der Seele des Europäers und der des Südseemenschen eine abgrundtiefe Kluft. Festland und Meer stehen sich als entgegengerichtete Pole der Kulturwerdung gegenüber und

H. M. Pechstein

*) Daß diese Frage in der Enge eines Aufsatzes nur höchst unvollkommen, gewissermaßen aphoristisch zu beantworten ist, bedarf keiner besonderen Bekräftigung. Ich bitte daher, meine Darstellung mehr als eine Anregung zu eigenem Weiterdenken zu betrachten. Eine umfassendere Schilderung der Südseekultur findet sich in meinem Buche: „Vom Kulturreich des Meeres", Berlin, 1924, Wegweiserverlag.

haben zwischen sich das amphibische Küstenland als Aufprall- und Mischungsfläche ihrer Ausschläge. Dies heißt: daß Bedürfnisse und bodenständige Schöpfungen, die dem festländischen Europäer lebenswichtig sind und die Physiognomie seiner Kultur weit vorwiegend bestimmen, dem Meermenschen der Südsee so gut wie gleichgültig bleiben, und daß umgekehrt Bedürfnisse und Schöpfungen, in denen die Südseekultur ihren Ausdruck findet, in Europa fehlen. Diese Polarität Land—Meer gilt es zu verstehen, wenn man vom Wesen dieser räumlich und geistig entrückten Meermenschen und ihrer Kunst wenigstens einen Ahnungsschimmer gewinnen will.

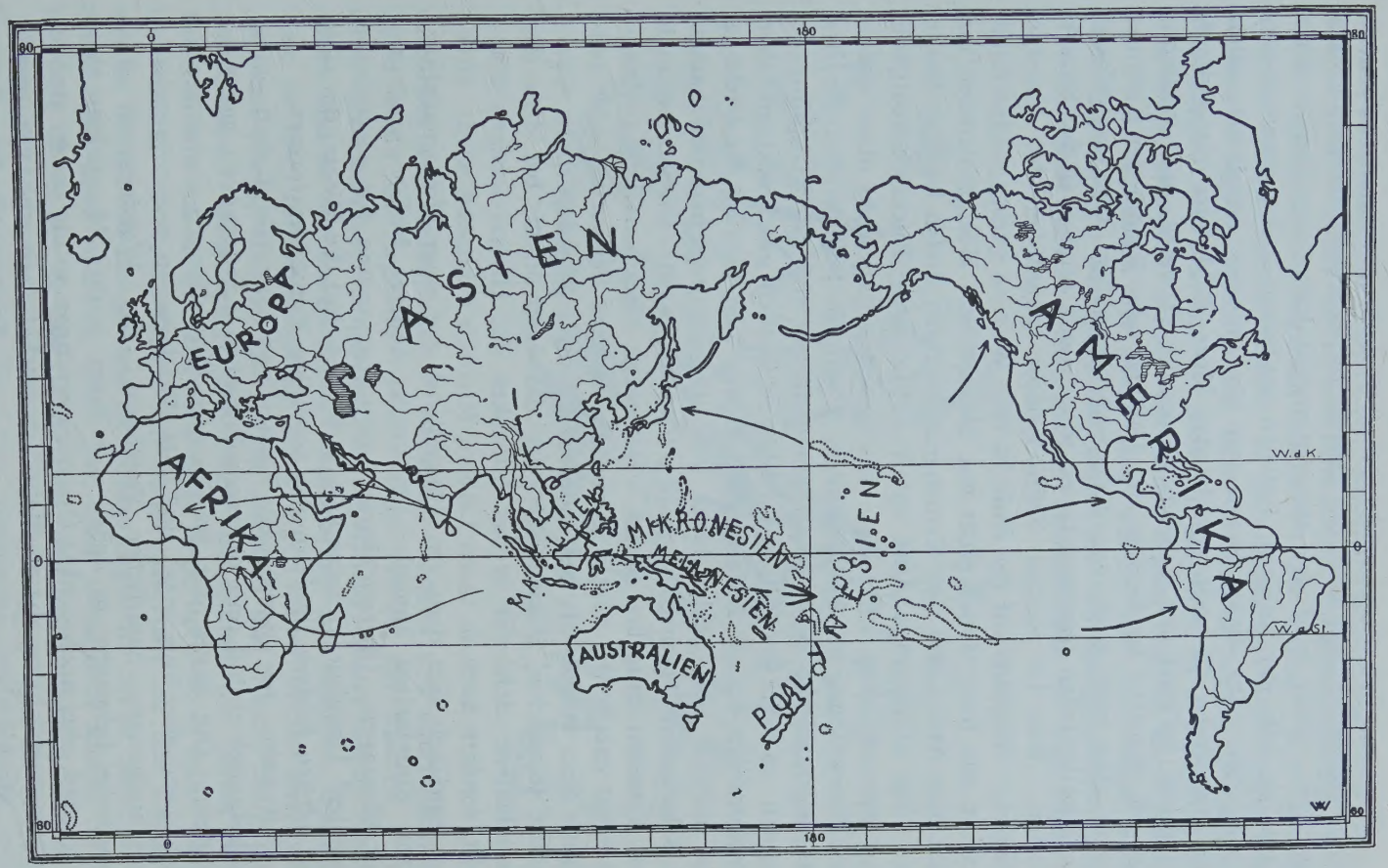
Max Mayrshofer

Man gliedert die Südseevölker heute nach Rassemerkmalen in Polynesier, Mikronesier und Melanesier. Die Polynesier füllen die östliche Hälfte des großen Inselraumes, die Mikronesier den nördlichen Teil der Westhälfte, die Melanesier ihren südlichen Teil. Der Leser vergleiche die Karte auf S. 485. Er wird dann ohne weiteres begreifen, daß der äußerste Gegenpol festländischer Kultur bei den Polynesiern zu suchen ist, weil ihr Lebensgebiet, weitab von jeglichem Festland, gewissermaßen mitten im Ozean schwimmt. Ebenso wird er verstehen, daß bei den westlichen Mikronesiern und erst recht bei den Melanesiern schon Übergänge zu festländischen Kulturen anzutreffen sind, weil dieses Westgebiet über die malaiischen Großinselrücken Anschluß nach Asien hat. Jedoch handelt es sich hier (bis auf Neuguinea) im ganzen nur um Abschwächungen des Meerseelentums, so daß wir im allgemeinen die ganzen Inselvölker als Einheit behandeln können und dann mit dem Sammelnamen der Ozeanier bezeichnen. Die beigegebene Karte zeigt gleichzeitig die zentrale Lage der Südseekultur im Erdraum und ihre Hauptausstrahlungswege. Unsere üblichen Erdkarten geben nämlich ein geologisch ganz falsches Bild, weil sie den Atlantischen Ozean in die Mitte legen. Der Atlantische Ozean ist aber nicht Mitte, sondern Ende des großen geologischen Festlandsbogens, der auf der Grundlinie Südafrika—Australien—Südamerika um das indopazifische Meer in einer mächtigen Kurve herumschwingt.

Haus und Familie, Gesellschaft und Staat sind den Völkern des Festlandes lebenswichtige Inhalte der Kulturleistung. Der geschicht-

liche Ozeanier kennt sie nur als Primitiv- oder Degenerationsformen. Was sind ihm alle diese engen, festlandverbundenen Dinge im Vergleich mit der dämonischen Weite und Größe seines Meeres? Unbeholfene, keiner genügenden Weitung fähige Kleinformen, an denen seine irrationale Weitenseele keine besondere Schöpferfreude findet! Flüchtig hingebaute Hütten genügen sogar dem hochkultivierten Volk der Hawaier als Hausung, und auch den zuweilen monumentalen Versammlungshäusern sieht der geübte Beobachter an, daß sie kein zentraler Ausdruck schöpferischer Kulturleistung sind wie eine romanische Burg oder ein gotischer Dom. (Anders verhält es sich mit den immer noch geheimnisvollen Ruinen gewaltiger Steinbauten, die einer ozeanischen Früh- oder Urzeit angehören müssen und hier unberücksichtigt bleiben, weil sie geschichtlich noch nicht aufgehellt sind.) Wenig gepflegt wie das Haus ist auch sein geistiger Inhalt, die Familie. Keine ernste Bejahung oder gar sinnige Fürsorge umgibt sie. Von Landenge und unübersehbaren Gesetzen des Totem und Tabu erdrückt, verfällt das Familienleben einer chaotischen Formzersetzung. Ohne feste soziale Bindungen wuchert auch das Gesellschaftsleben dahin. Es ist schroff feudal über einer rechtlosen Sklavenschicht erwachsen. Aber auch der Feudalismus ist von Totem und Tabu, von mächtigen Geheimbünden und vielerlei Rivalitäten durchsetzt. Staatliche Gestaltungen festländischer Art fehlen in diesem landarmen Gebiet ganz. Ansätze hierzu sind immer in die religiöse Bahn eingebogen und zum Gottkönigtum übersteigert worden. Alle diese Dinge ergeben sich dem Ozeanier mehr nebenbei. Sie liegen nicht im Schwerpunkt seiner Kultur, sondern sind Schöpfungen zweiten Ranges und von oft geradezu negativer Bedeutung.

Völlig anders aber entwickeln sich jene Regungen eines kulturlichen Weitenseelentums, die von der suggestiven Kraft der Meerweite positiv beeinflußbar sind — die geistigen Schöpfungen, in denen das Meer als Erlebnis durchschlägt. Ihr technisches Werkzeug ist die polynesisch-mikronesische Schiffahrt, die den ganzen gewaltigen Meerraum unter ständiger Verkehrsdurchflutung gehalten und dazu Boote verwendet hat, die ohne ein Stück Eisen gefügt sind — die ozeanische Kultur gehörte bis zum Eindringen Europas der Steinzeitstufe an. Bis nach Amerika und (indirekt) nach Afrika hat sie ausgestrahlt (siehe Karte). Sinnfälligster Ausdruck dieses großen Kulturzusammenhangs ist eine frühmalaiische Einheitssprache, die alle insularen sprachlichen Sonderformen von der Osterinsel bis Madagaskar überdeckt. Ihr tiefster, ja erschütternder Ausdruck aber ist das ungeheuerliche Gebilde der ozeanischen Sagen, Kosmogonien und religiösen Vorstellungen.



Die Südseekultur im Erdraum

Hier hat sich ein metaphysischer Gestaltungsvorgang vollzogen, der einmalig ist, weil eben die ozeanische Meerwelt einmalig ist auf der Erde. Hier wird der Mensch medial kündendes Organ einer Naturdämonie, der größten, zugleich schönsten und grauenvollsten, die es gibt. Aus diesen Sagen und Meditationen, feierlichen Riten und brünstigen Ekstasen spricht das Meer, bald leise hinspielend, träumend, lockend und liebend, glitzernd und weich, bald brüllend, hetzend, mordend im Bersten der Vulkane oder Rollen der Taifune, immer aber weit, groß, unendlich und übermäßig. Wer das Wesen der künstlerischen Irrationalität ergründen will, muß es in der Südsee suchen. Was ist solcher Kulturhypnose gegenüber der einzelne Mensch? Nirgends auf der Erde ist sein Wert so gering eingeschätzt worden wie hier. Denn nicht nur Sklaven und Hörige strömen ihr Blut über Altäre und den blumengeschmückten Boden heiliger Haine hin. Der allmächtige Adel opfert mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Inbrunst auch sich selbst. Bis in den Alltag wirkt diese souveräne Überwindung des Leibes hinein. Wenn ein Stamm über die Ernährungsfähigkeit seiner Insel hinauswächst und der Häuptling es befiehlt, so fährt ein Teil des Volkes in festlich geschmückten, aber proviantlosen Booten liedersingend in den Tod hinaus. Er stirbt ja nur leiblich. Die Seelen lösen sich ab vom Irdischen und harren in Bolotu, dem Totenreich, der Zurückgebliebenen. Und so hat auch der Kannibalismus bei diesen irrationalen Meermenschen (solange sie nicht entarteten) keinen gemeinen, sondern heroischen oder religiösen Sinn stärker als bei anderen Völkern: die körperliche Übernahme feindlicher Heldenkraft oder das Liebesmahl, bei dem der Entschlafene nicht nur in das Andenken der Hinterbliebenen übergeht, sondern auch in ihren Leibern feierlich beigesetzt wird. Hieraus entwickelt sich dann ein Ahnendienst von einer Monumentalität, deren Einzelheiten ähnliche Leistungen anderer Völker wiederum weit überragen. Unerreichbare Vorstellungsgrenzen für europäische Gemüter! Unkultur, Grausamkeit, ja Roheit sind die Worte, die sich vor solchen Bildern im Hirn des normalen Europäers formen.

Man kann den gewaltigen Stoff ozeanischer Geistigkeit nach mythologischen und religionspsychologischen Leitgedanken ungefähr gliedern. Die Sagen der Südsee (als Darstellungen menschlicher oder kosmischer Vorgänge) sind teils Wandersagen, teils allegorische Umschreibungen natürlicher Vorgänge. Die Wandersagen sind ozeanische Odysseen, in denen die Taten großer Meerhelden verewigt sind, aber auch dunkle Urzeiterinnerungen an die ersten großen Völkerwanderfahrten dieser Menschen nachklingen, die von asiatischen Hochländern ausgingen und aus Steppennomaden Orang

malaiu, schweifende Meermenschen, machten (siehe Karte). Die Naturallegorien aber haben ihren, alle Einzelheiten durchstrahlenden, Kern in der göttlichen Lichtgestalt Mauis — der Sonne. Wer je mit offenen, unverdorbenen Sinnen in den Schauern einer tropischen Meernacht reglos verharrte und dann — nicht in zarten, langsamen Übergängen wie bei uns — sondern plötzlich, in aufflammenden Lichtexplosionen das Wunder der Sonne erlebte, wie sie die Schatten der Nacht zerstäubt, der allein mag wissen, wie stark diese Südsonne als feuriges Meerkind das dichtende Gestaltungssehnen jener Meermenschen auf sich ziehen mußte. Sonnensagen und eine Sonnen-

Pascin

verehrung von unübersehbarer Fülle der Formen und unerfühlbarer Tiefe waren das Ergebnis. Maui ist der Große, der Einzige, der Held, denn kein anderer gewinnt solche sinnengreifbare Gestalt über, neben und in der unheimlichen Unfaßbarkeit des endlosen Meeres. Maui ist Jesus für die Ozeanier, Lichtbringer, Retter, Mittler zwischen Tag und Nacht, Himmel und Hölle, Reinheit und Sünde, Seligkeit und Grauen. Maui bringt das Leben und nimmt die Seelen der Toten in sein Reich, das fern im Westen liegt, dort, wo er selbst sich allabendlich im Meere bettet. Er bindet das Helle an das Dunkle und ist Urbild des Lebens und des Todes zugleich. So ist Maui, der Strahlende, auch oberster Gott über dem Gewimmel kleiner und kleinster Götter bis zu den Ariki hinab, den halbgöttlichen Heroen.

Gewaltig ist dieses Lichtwesen, weit überlegen sein Sagenkreis allem, was sonst auf der Erde an Sonnenverehrung künstlerisch

und rituell geleistet worden ist. Und doch hat dieses unbegreifliche Meervolk eines geschaffen, das noch größer ist als Maui. In die ozeanische Sonnenmythik vermag der Europäer noch gedanklich und seelisch einzudringen, weil eine Fernwirkung dieser Schöpfungen über das indische und mittelländische Meer bis in seine eigene Kultur drang. Das, was nun folgt, ist zwar mit Gedanken, Worten und Bildern an seinen Außenflächen einigermaßen zu fassen, als inneres Erlebnis aber dem Menschen des festen Landes in seiner ganzen Tiefe nicht mehr erreichbar.

Über und in Maui, über und in allem, was überhaupt ist und damit auch dem dämonischen Sein des Meeres ist T a a r o a. Taaroa ist kein Gott, kein greifbares Wesen, auch kein Geist, ist überhaupt nicht aussprechbar oder formbar. Ist nur auf einem einzigen Wege erreichbar — dem Schweigen. „Ich schweige, daß ich dich höre", sagt der Polynesier. Und was er dann hört, ist der ewige, alldurchdringende Strom des Werdens an sich. Dieser Strom ist keine biogenetische Mechanik, wie sie unser abendländisches Naturforschen zeichnet. Er ist Seele, Weltseele, die sich im Gebären, Wandeln und Töten, im nie unterbrochenen Auf- und Abschwingen erfüllt. Da wird auch aus der Majestät des Meeres, ja aus der ganzen Erde nur ein kleiner, zeitgebundener Schöpferhauch. Nicht e i n e Erde, wie der Schöpfungsbericht und die Apokalypse des alten Testamentes verkünden, sieht der Polynesier. Er sieht eine anfangs- und endlose Kette von Welten, die aus Te Kore, dem nachtdunklen Nicht-Sein in vielen Werdestufen langsam zu licht- und lebenerfülltem Sein emporblühen, und immer wieder, nach Erfüllung ihrer Zeit, in Nicht-Sein zerfallen, bis Taaroa in neuer Weltwerdung sich offenbart. So ist Taaroa das große Lebensprinzip, All und Seele zugleich, Allbeseelung. Nichts ist ohne Taaroa, nichts außer ihm, alles durch ihn. Beseelte Welt, Atua, umgibt den schweigend erkennenden Menschen des Meeres.

Man kann diese Gedanken mit manchen anderen Kosmogonien vergleichen. Buddhismus, Zendavesta, frühhellenische Kosmologie, Gnosis, deutsche Mystik und vieles andere zeigen Parallelen. Aber alle diese Parallelen sind auch in ihren Erstfassungen schwächer, tastender, gedachter, konstruktiver als die souveräne, eisern folgerichtige somnambule Weltwerdungsvision der Südsee. So festigt sich eine durch viele andere Urteilspunkte noch gestützte Vermutung, daß auch dieses großartige Ewigkeits- und Schöpfungsbild wenn nicht überhaupt erstmalig, so jedenfalls in seiner stärksten Fassung im einmaligen Raume des großen Südmeeres erdacht — natursichtig geschaut worden ist und von diesem räumlichen Gegenpol

World Copyright

Frau aus Neu-Guinea, zum Zeichen der Trauer mit Lehm beschmiert

Aus Capt. Frank Hurleys Film „Pearls and Savages"

Schiffsschnabelverzierung aus Neu-Guinea

Wasserschöpfer aus Neuseeland

Holzfigur von den Marquesas-Inseln

Holzgeschnitzter Kopf aus Neuseeland
Wien, Naturhistorisches Museum

Holzgeschnitzte Schüssel aus Hawai
Aus Sydow, Kunst der Naturvölker

Bonn, Provinzial-Museum

„Der Vater Rhein". Römisches Relief eines Flußgottes

München, Privatbesitz

Auguste Renoir. Die Rhône. Studie zu „Rhône et Saône"

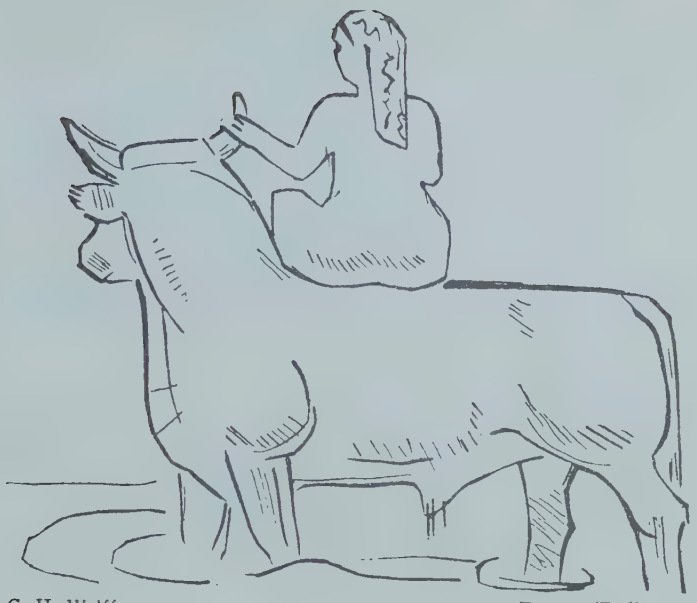
festländischer Kultur in das Mischgebiet der Küstenländer hineingedrungen ist.

Auf solcher heterogenen Daseinsgründlage und aus solchem Geist wächst nun auch die ozeanische Kunst herauf, der wir heute das hochmütig degradierende Etikett „primitiv" oder „exotisch" anhängen. Kunst ist in Materie umgesetzter Geist. Den Geist der Südsee kennen wir nun so weit, daß wir sagen: wir kennen ihn kaum. Wie wollen wir da ihre Kunst „begreifen" oder gar „analysieren"? Auch wieder nur an den Außenflächen ist dieses möglich. Dies heißt: wir können diese Kunst in ihrem absoluten Gehalt nur höchst unvollkommen begreifen, tiefer eindringen nur in ihre relative Beziehung zu uns, zu unseren Augen, Maßstäben, Gefühlsrichtungen. So sehen wir vom Standpunkt der Form nicht viel mehr als dieses: einen unerhörten Erfindungsreichtum in den Einzelheiten mit oft an sich schroffsten Gegensätzen, aber auch eine ebenso unerhörte formale Zucht im Ganzen, eine leidenschaftlich bewegte, aber von instinktsicher arbeitendem Gefühl für Stoff und Werkzeug beherrschte Fähigkeit zu monumental-harmonischer Komposition auch in der Kleinkunst. Leidenschaft und Zucht in einer Verbindung, wie sie eben nur die Dämonie des in aller extremen Wandlungsfähigkeit immer einheitlichen, großen, in Ruhe und Formzucht zurückkehrenden Meeres auszulösen vermag.

Weit schwerer ist die relative Frage nach unseren inneren Beziehungen zu dieser polar gegensätzlichen Kunstwelt. Denn gespalten wie unser abendländisches Wesen und vielfältig wie diese Elemente ozeanischer Geistigkeit sind auch die Relationen zwischen beiden. Einiges aus diesem tief metaphysischen Wechselspiel scheint aber doch greifbar zu sein. Es gibt auch unter den Künstlern und Laien Europas noch heute sensible, innerlich hellsichtige Naturen, die aus ozeanischem Schnitz- und Flechtwerk, aus Waffen, Gewändern, Masken mehr herausfühlen als nur einen ephemeren, sensationellen Kuriositätsreiz. Fühlen! Denn in Worten faßbar wird dieses innere Ahnen nicht, und Gestaltung hat es nur in dem (hier doch bloß epigonalen) Tasten expressionistischer Künstler gesucht. Hier, im Expressionismus kündigt sich aber eine zweite Beziehung an: die Überreife unserer Kultur, die — sei es endgültig, sei es übergangshaft (die Frage ist heute noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden) — eine Zuflucht sucht in nicht überzüchteten Formen, in diesem Suchen aber mehr oder weniger dem Eklektizismus verfällt. In diesen beiden Beziehungen waltet viel positives, reines, wenn auch oft schwach ringendes Wollen. Nicht mehr positiv und rein sind drei andere Beziehungen. Zunächst die Sensationsgier des am eigenen

Sein und Schaffen übersatten Großstädters, der im Wechselstromtempo seiner Reizbedürfnisse immer neue Interessenobjekte braucht und von einem sehr dienstwilligen Kunstmerkantilismus auch vorgesetzt erhält. Wert und Herkunft haben hier keine Bedeutung mehr. Hauptsache ist die Neuheit mit dem psychologischen Effekt der Verblüffung und Kauflust. Nur ein kleiner Schritt führt von dieser zur nächsten Beziehung, die sich auf der Krankheitsfläche großstädtischer Nervenbelastung und Hysterie entwickelt. Auch hier wird etwas empfunden. Aber nicht die Lichtseite ozeanischer Kunst, sondern ihre wiederum ganz undefinierbare Schattenseite: die magische Suggestionskraft dieser auch aus menschlichen Seelenabgründen geschöpften Visionen. Wir haben diese Nachtseite der Meermenschenseele oben zu erkennen versucht. Hysterisch sensibilisierte Naturen fühlen sie bis zu einem Perversitätsgrad heraus und erliegen dem hypnotischen Bann dieses zweiten Gesichtes einer dämonieüberladenen Kunst. Die Verzückung solcher Menschen ist keine lösende, befruchtende Reaktion. Sie ist ein Rausch. Südseemaske oder Kokain — der Effekt ist oft der gleiche. Aber diese Nachtseite ozeanischer Kunst ist bösartig wie die Nachtseite des Meeres, der sie entsprang. Und so finden wir sie schließlich auch als Lähmungsmittel in einer letzten Relation, deren aktive Träger allerdings nur einen kleinen Kreis bilden, aber gefährlich sind, weil sie — bewußt oder unbewußt — dieses Gift, gegen das der Meermensch des Südens immun war, in nicht immune europäische Seelen stoßen.

Groß und nicht immer gutartig ist die Macht der Südsee über das alte Europa. Ihre Menschen und Eilande sind heute noch eingeklammert in den Länder und Meere umspannenden Bau abendländischer Weltherrschaft. Aber es geht ein Raunen und Regen, ein Sich-Suchen und Einen von der Südsee über Asien bis nach Afrika. Der alte abendländische Machtbau zittert unter ersten Völkerstößen. Und seine Bauherren wissen dies. Rising Tide of colour against white Supremacy hat das kluge England dieses erwachende Drängen genannt. Sollte der siegreiche Vorstoß exotischer Kunst in das Herz und die Nerven Europas vielleicht der Vorbote einer abendländischen Götterdämmerung sein?



G. H. Wolff — Europa (Radierung)

AUS DEM POLYNESISCHEN SCHÖPFUNGSMYTHOS

Nach der Übertragung von

ADOLF BASTIAN

O keau i kahuli wela ka honua . . .
Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder,
Noch sonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und schwankend nur im matten Mondgeschimmer.
Aus Makaliis nächt'gem Wolkenschleier
Durchzittert schattenhaft das Grundbild künft'ger Welt.
Des Dunkels Beginn aus den Tiefen (Wurzeln) des Abgrunds,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weitesten Fernen her, von weitesten Fernen,
Weit aus den Fernen der Sonne, weit aus den Fernen der Nacht.
Po-wale-ho-i (noch Nacht ringsumher).

Hanau ka po (geboren in Nacht),
Geboren Kumulipo, aus der Nacht als Männliches,
Geboren Poele, aus der Nacht als Weibliches,
Geboren die Milben im Gewimmel, geboren das Gewimmel in Reihen,

Geboren die Würmer, die Grabenden, die Erde aufwerfend, geboren
ihre Mengen mit Nachkommenschaft,
Geboren die im Schmutz sich Windenden, geboren ihre zuckenden
Reihen,
Geboren See-Eier ohne Zahl, geboren ihre streifige Nachkommen-
schaft in Reihen . . .
Und das Männliche, schwellend in Zeugungskraft, und das
Weibliche zur Empfängnis ergeben,
Geboren die Tange in der See,
Geboren die Algen im Schlamm und rasch vermehrt ihrer Kinder
Zahl,
Bewacht von den Schlinggewächsen am Lande —
Als Pfeiler der Kraken im Gebrause.
Im Streit das Wasser Speise der Aufwachsenden.
Eingetreten die Götter allein, noch keine Menschen (nur Götter
walten erst, noch keine Menschen).
Und das Männliche voll Zeugungskraft und das Weibliche zur
Empfängnis bereit,
Geboren die Fadengewinde in der See,
Bewacht von den Gräsern drinnen im Lande —
Der Kraken als Pfeiler im Gebrause . . .

Das Männliche aus dem Wasser entstehend in den Göttern,
Das Schlüpfrige im Wasser aufwachsend durch Zehrung
In rauschend flutender Beschwemmung des Landes,
Die Würzelchen der Seehalme umhertreibend,
Aufschwellende Strömung von altersher in der Nacht,
Voll aufgefüllt und übergefüllt,
Voll hie und da,
Voll fern und nah,
Der Erdträger hebt sich zum Himmel empor,
Kumulipos Walten im Luftkreis verschwindet in Nacht.
Po-no (noch Nacht überall).

Und das Männliche zum Weiblichen in Herrlichkeit;
Das Männliche geboren, schwarzdunkel flutend,
Das Weibliche geboren, hell aufgeschlossen flutend,
Überschattet die See, überschattet das Land,
Überschattet das Wasser, überschattet der Berg,
Überschattet in dichter Nacht, tatenlos rastend.
Dann sproßt es wunderbarlich überraschend in neun Blättern.
Es sprossen grad aufrecht die Blätter, schimmernd scheinend,

Es drängt zum Wachstum hin, die Blätter wie beschämt.
Geboren Poleele, das Männliche,
Beiwohnend Pohaka, dem Weiblichen,
Geboren Kapua (das Zauberding), der Wunderbare (Kahaha),
Geboren der Wunderbare (Kahaha),
Geboren Kahaha und seine Verwandten,
Hervorkommend ihre Kinder, die fliegenden,
Geboren die Raupen, als Anverwandte,
Die Reihe der Kinder in den Schmetterlingen, die fliegenden,
Geboren die Ameisen . . .

Maillol

Und in Wolkenhaufen erheben sich die Vögel im Geräusch der Flügel
Und Gesang ringsum der Vögel, der singenden,
Die in Schwärmen auffliegen, zur Sonne aufwärts,
Niedersitzend dann auf dem Festland wieder, der Vögel Kinder,
gefüttert in der Nacht,
Fettrund treibend im Schwimmen, wohlgemästet,
Umherspielend zwischen den Seegewächsen,
Auf den sprießenden Spitzen der Schilfe, auf den Blättern der
Zweige,
Der aus der Nacht geborenen Zweige.
Noch waltet vorwiegend die Nacht,
Es waltet die stolze Nacht,
Noch waltet die Nacht in der Zeitperiode Poleleeles (schwarze Nacht)
Mit erster Dämmerung Zeichen, in der Fülle der zeitgewordenen
Nacht,
Po-no (noch Nacht ringsum).

Und langsam naht der Walfisch diesen Seen
Windend niedrig unter des Wassers Fläche,
Weiter hinaus im Ozean die Riesenfische;
In der Tiefe walten sie, des Meeres Bewohner,
Die Tritonen, die langsamen, blasend im Schnauben,
Wegrollend und verschlingend auf dem Weg,
Dem Weg des Gewürms, im Strudel fortgerissen,
Die Polypen im Wasser umspritzt, aufliegend mit Bauch, mit Rücken,
Schwankend in des Wassers Wogen, schwankend in den stillen Wassern,
Versammelt all das Wurmgetier,
In zahllosen Mengen zusammengedrängt, ins Verderben rennend.
Der Beginn des jüngsten (Nachgeschlechtes) in bläulichem Fischgeflute,
Das Dunkelblaue waltet hier aus dem Ozean Powehiwehis,
Die See des Gewürms in tiefblau dunkelnder Nacht,
Der Kraken auf dem Trocknen am Rande des Landes, er, der Fisch,
Angestrandet unter dunkelblauem Walten aus der Nachtsonne her.
Po-no . . .

Aufstehend in undeutlicher Trübe geheiligter Sonne
Das Breitgeblätterte flutend in einsamer Öde,
Übergebreitet zum Besitz von Wasser und Land,
Dorthin kriechend, hierhin kriechend,
Hervorgedrängt die Haufen kriechenden Gewürms,
Auf dem Rücken kriechend, auf dem Antlitz kriechend,
Im Nacken das Leben, für die Erde die Rückseite,
Aber das Antlitz aufrecht im glorreichen Schmuck.
Ausdörrende Verwüstung des Dunkels im Dunkel (Pano pano),
Das Männliche in der Nacht als Dunkel im Dunkel (Po pano pano) geboren
Und so Po pano pano als Männliches
Wie Polalowehi (die Nacht tiefer Schwärze) als Weibliches.
Geboren die Menschen als gedoppelte Frucht (in Vorschaltung antizipiert).
Geboren als Blatt in der Nacht hienieden.
Hierher das Feststellende,
Hierher das Bewegende,
Rollt das Kleinkind auf den Haufen des Sandes.
Die Kinder der Nacht Pano-pano (dichtwolkig) werden geboren.
Hanau ka po (geboren eine Nacht).

Walter Wellenstein

VOR TAUSEND JAHREN

Von

MECHTILDE LICHNOWSKY

Die Kindsfrau Mali trug lichtblaue Brillen im verwelkten Gesicht. Oben hatte sie keine Zähne mehr, unten etwas, das dem Fünfjährigen erschien wie ganz kleine Papierschnitzel. Auf dem Wickeltisch wälzte sich immer jemand, und jemand machte die Wiegenvorhänge zittern. Hunde durften nicht hereinkommen, aber es gab welche im Garten.

Die Turmuhr rief die Stunden blechern. Sie sagte nicht bim und nicht bum, sondern „beim" für die Viertelschläge und etwas Tiefes, Buchstabenloses für die Stunden. Bloeum ... Bloeum ... Aber was das Ganze war, das so klingend mit der Luft ins Zimmer kam, wußte niemand. Hundekläffen und Glockenton waren zum Einatmen.

An den Fenstern stießen sich die Sommerfliegen. Und immer wieder konnte niemand sagen, ob die Mutter ein Kind oder der Vater den Gärtner gerufen hatte, oder ob der Glockenton aus dem eigenen Ohr in jenes herrliche Riesenreich fiel, das ringsum noch bestand ... man selbst und ES ... Dunkel und Hell ... Fluß und Stillstand ...

*

Unpolierte Holzfußböden sind ein lebendiger Grund. Da gibt es die Fugen, in denen eine Mischung von dunklem Fett und grauer Wolle hervorsieht, worin blinkende Nähnadeln, Papierstreifchen, Besenhaare eingebettet liegen und hie und da als Luxusobjekt an breiteren Stellen eine Stahlfeder, ein blanker Nagel, ein dünner Bleistift. Die Bretter zeigen große Verschiedenheit in Qualität des Holzes. Fichtenholz läßt sich zwischen seinen Jahresringen mit dem Fingernagel eindrücken. Man kann Rinnen einkerben, bis sich ein Schiefer zwischen Finger und Nagel drängt, der dem Kind Verwunderung und Schmerz bereitet.

Auch die Knie wissen davon. Aber sie gewöhnen sich daran wie an die Eiseskälte des Brunnenwassers, womit sie gewaschen werden. Knie riechen daher nach Seife oder nach Staub, bemerkt das Kind, wenn es sein Kinn darauf stützt.

Lange Zeit kann es seine Hände betrachten, insbesondere die weichen Fingerspitzen, die wie das Holz des Fußbodens gemasert sind. Knie und Beine aber sind dumm, philosophiert es weiter. Warum gehen Socken nur bis so weit?

Durch die offene Tür schiebt sich ein Jagdhund herein. Seine Beine sind mit milchweißem Gras kurz bewachsen. Auch am Körper sind weiße Stellen. Das Gesicht und die langen Ohren sind schwarzglänzend wie ein Zylinderhut. Man muß mit der Hand darüber hinfahren, und wenn ein kleiner Haufen Gestreicheltes an der Endstation liegt, darf man etwas klopfen und beruhigen. Dann atmet die Hand auf und auch der Hund, und nun sucht man dessen Gesicht. Es ist genau wie das des Kindes. Es erkennt sich darin, ohne zu staunen.

Etwas Ernstes ist das ölige, ewig vorhandene Halsband.

Der Hund wird unwillig herausgerufen. Er schleicht zur Tür, aber die rosa Krallen machen zuviel Lärm. Mit den Schultern will er das Krallenscheppern zurückhalten. Umsonst. Alles Schleichen hilft nichts. Da gibt er es auf, schüttelt Ohren und Halsband, und drückt sich durch den Türspalt.

Die eiserne Klinke, nachdem sie im Knall heraufgeschnellt war, steht wieder still. Öffnet man diese Tür von außen, so geht der Klinkenkopf auch auf der Innenseite mit einem eckigen Ruck herunter, genau wie ein Fliegenkopf sich bewegt. Übrigens ist ein Fliegenkopf nicht etwa wie der eigene Kindskopf ein Kopf: der Fliegenkopf ist eine eiserne Türklinke; er hat die Eisenfarbe und die unerwartete ruckweise Beweglichkeit.

*

„Mittag" ist ein köstliches Wort, wenn Mali es ausspricht. Draußen brennt die Sonne, Zimmer sind kühl. Auf den Fichtenbretterboden hat man aus Gießkannen Wasser hingeschlängelt. Auf weißen Tellern, die grobkörnig und glänzend wie gefrorenes Grießmus aussehen, zittern goldgelbe Suppenspiegel, unter Deckeln raucht Gebratenes, und die Kehle weitet sich vor seligem Durstlöschgefühl beim Anblick der tautropfenbelaufenen Wasserflasche, die von vierjährigen Fingern berieben und beschrieben wird, bis sie einen Ton von sich gibt.

„Mali, die Flasche hat geschrien."

Auf dem Gang draußen stößt ein Wasserhahn seinen Strom in den Ausguß, Eimer füllen sich blechern, tief zuerst, dann höher und höher zarter singend bis — man weiß von drinnen genau, wie voll er ist — bis eine Frauenhand den Hahn absperrt. Es tröpfelt noch unentwegt Wasser in den Ausguß. „Weibsbilder!" flucht der Hausknecht, der das Essen gebracht hat, und sperrt ihn ganz zu.

*

Unter den Kastanienbäumen sind Bank und Tisch in der Erde gewachsen. Niemand kann sie wegtragen. Sie sind dunkelgrün. Spatzen holen sich die weißen Fäden, die Mali dort vom Nähen verliert. Und die grauen Haubenhennen vom Krämer schlüpfen unter die Hecke, die den Kastanienplatz umgibt, und räuspern sich umständlich, während sie ohne besondere Ziele im Grase spazieren.

Wenn eine Henne im Boden scharrt, sieht sie nie hin, sondern macht ein Gesicht wie die Wäscherinnen, die erhobenen Hauptes mit den Händen im

Fürstin Mechtilde Lichnowsky

Elegante Abendkleider von Poiret

Die Filmschauspielerin Jeanne Bailhache

Photo Mannel

Hut mit Augenschleier von Cora Marson

Conrad Felixmüller, Winterspaziergang

Conrad Felixmüller, Toilette

Radierungen aus einer neuen Mappe „Die Frau“

Trog fuhrwerken, den Kopf erst senken, um einen triefenden Fetzen zu betrachten, und ihn wieder erheben, wenn die Fäuste im bläulichen Wasser stampfen. Hennen dürfen nie beim Scharren hinuntersehen. Auch Kindsfrauen können alles mögliche geschäftig auf- und zuknöpfen und derweil den Kopf zum Himmel heben.

Bei den Kastanien ist der Pferdestall, in dessen duftender Dunkelheit zwei langschweifige Schecken und zwei Dunkelbraune stehen. Es tönt immer behaglich von dort; bisweilen lacht eines der Pferde überlaut oder stampft seufzend auf, während mit aufgekrempelten Hemdsärmeln der Kutscher pfeifend auf das Brett tritt, das sanft von der Stalltür herabführt. Und hinter dem Stalldach versteckt sich die Sonne, sonst könnte niemand den Himmel anschauen, in dem so viele Schwalben sausen. Dennoch, will man eine mit dem Auge verfolgen, verwandelt sie sich in einen weißen Funken, der im Blau zergeht und als Träne auf die Wange fällt. W i e staubig sehen danach die Haubenhennen des Krämers aus, die abgewandten Kopfes scharren.

Stiefel sind etwas Liebes, etwas Dummes oder etwas Boshaftes. Der Vater hat glänzend gewichste. Das ist kein Leder mehr, das sind eben herrliche Stiefel. Und sie krachen wunderbar. Wenn der Vater kein so ernstes Gesicht machte, könnte man denken, es sei etwas nicht in Ordnung an ihnen, daß sie so krachen. Darin liegt aber väterliche Autorität. Krachende Stiefel sind wie die Stimmen der Männer — — etwas Unerreichbares ... wie wenn der Nachbar frische Semmeln kaut ... Wer kann je so knusprig kauen wie der Nachbar? Nie zu erreichen ... Und auch die Stiefel sind ein Geheimnis; die eigenen eine enttäuschende Angelegenheit. Sie sind glanzlos ... die Schnüre kommen grau und verdreht aus Messinglöchern und sind oben von Kindsfrauenhand zu dem unverständlichen Knoten zusammengeschlungen, der eines der Hauptmerkmale zwischen Erwachsenen und Kindern aufdeckt: Erwachsene können es — — und Kinder — — schlingen, pressen, kreuzen, und es ist, als wüßten die teuflischen Bänder, daß sie nicht zu halten b r a u c h e n.

*

Die Menschen in dem Haus wohnen in Zimmern; nur die Mutter lebt in einem Salon, in dem ein Klavier steht. Sie singt ein Lied, das so angeht: „Die Blu — medie am Bachesrand ... beim Abschiedu gepflückt ..." Das Lied heißt: „Beim Abschiedu" ... Der Vater singt die zweite Stimme, was insofern etwas Berühmtes war, als er sie, wie die Mutter sagte, nach dem Gehör selber erfand, die Noten ständen gar nicht im Buch. Das Kind kennt das Lied, wie es den großen Weichselspalier kennt, wo es genau weiß, wo ein besonders fruchtbeladener Zweig sitzt, wo die hellen, wo die tiefergefärbten, reifen, fetten Früchte, wo die ganz kleinen grünen hängen, kennt auch vom bloßen Hinsehen den säuerlichen, den süßeren Geschmack. So war's mit dem Baum, so war's mit dem Lied. Auch da wußte es, wo die Töne am dichtesten beieinander standen, wo einer sich loslöste und sich dorthin wandte, wo schon einer wartete, wo sie paarweise gingen, wo von unten große Hilfen kamen, kleine unverhoffte, doch erwartete Freuden; und auch hier kannte es den Vorgeschmack. Hätte niemand des Vaters zweite Stimme gerühmt, wäre sie dem Kind ebenso selbstverständlich erschienen, wie daß es in der Sonne von seinem kleinen Schatten verfolgt wurde. So aber war es sicher wie mit den Stiefeln: „Nie werden meine so schön krachen, nie werde ich zweite Stimme singen dürfen."

*

Trotzdem es nicht Nacht, sondern Grillen- und Schmetterlingszeit ist, hebt ein Erwachsener das Fünfjährige empor und legt es in ein Bett. Am hellichten Nachmittag! Der Vater raucht im Salon, neben dem elterlichen Schlafzimmer. Das kleine Bett steht quer am Alkoven. Er räuspert sich, das hört man. Er tut es nicht wie die Diener, nicht wie die Gäste, nicht wie die Bauern in der Kirche, — — sondern wie Jehova in der Wolke spricht.

Alkoven heißt das Bett der Eltern. Das klingt so wild wie ein Land, in dem Löwen hausen; auch wie Bäume, die süße Blumen tragen ... Akazien ... Die Eltern schlafen in Akazien ... die Kinder in der Bettstatt, die Pferde auf Stroh, die Vögel im Nest, der Fuchs im Bau, die Maus im Loch, der Wurm in der Himbeere, die Hunde ... Warum nach dem Mittagessen schlafen müssen!

Im rotsamtenen Gehirn des Fünfjährigen rollen lebendige, bunte Denkkugeln, die sich lautlos stoßen, Farbe wechseln, klanglos verschwinden, und so nah von der Tat stehen, daß sie alle zum Erlebnis werden.

Picasso

An beiden Fenstern sind dunkelblaue Perkalrouleaus heruntergelassen, die dabei ein dummes Geräusch von sich gegeben hatten, wie der ungeschmierte eiserne Kinderwagen der Frau Krämerin. Die Vorhänge zu beiden Seiten sind auf dunkelblauem Hintergrund rosa geblümt.. Das Licht von draußen kann nicht durch den dunklen Hintergrund leuchten, dafür aber durch die helleren Blumen. Klatsch, springt das Fünfjährige barfuß auf den Boden und nähert sich dem allzu bunten Vorhang. Am Tisch der Mutter, der von Silber und Batist knistert, nimmt es aus einer Reihe von feinen Kleinigkeiten, Bürsten und Ringen eine Schere zur Hand ... Nägelschneiden? Langweilig! Aber dort schreit etwas nach Schärfe, nach Betonung ... Die Blumen aus dem Vorhang holen! Unwiderstehlich ... Es gibt nicht einen Augenblick lang Zweifel! Bosheit? Welcher Gedanke! Zerstörungswut? Hier soll doch geschaffen werden: Blume, du gehst von da bis da hin, dann kommt dein Hintergrund, ein schwarzblauer, tiefer Grund ... Und mit scharfer Schere wird die Blume daraus hervorgeschnitten ... sie fällt auf den Boden, die Sonne springt triumphierend durch die Luke ins Zimmer — — aber der Ausschnitt gleicht in nichts einer Heckenrose ... Der Effekt, in der Phantasie überzeugend, war ausgeblieben.

Der nächste Schritt — — der Zaghafte wagt ihn gewöhnlich nicht, sondern wechselt Beruf — — der nächste Schritt ist ein Versuch zur Verbesserung ... Vielleicht zur Blume noch einen Stiel und ein Blatt schneiden ... Die Wirkung bleibt wieder aus. Der hocherhobene Arm ist müde. Die Schere wird zurückgelegt. Ah ja, da sind Ringe, kühle Ringe. Sie werden ins Bett genommen und den Zehen angezogen, immer einer für zwei Zehen, die große darf einen allein tragen. Das Bein bleibt, so geschmückt, auf der Decke, die Arme sinken ermattet zurück, und das Kind liegt ziemlich zufrieden auf dem Polster.

Nun könnte es Zeit zum Aufstehen sein. Daß auch niemand daran denkt! Eine Stimme, in der nichts von schlechtem Gewissen klingt, nur von Sehnsucht nach dem Aufsein, ruft: „Mali!", welch Gerufene an der Tür erscheint, sich

an die Dunkelheit erst gewöhnt, die Lage endlich übersieht, und sofort wieder verschwindet.

Im anderen Zimmer, dem Salon, räuspert sich der Vater immer noch behaglich von Zeit zu Zeit. Man hört Türen gehen, Tritte auf Umwegen sich dem Schlafzimmer nähern.

Indessen, dem Kinde geht es gut, es wartet bescheiden im kleinen Bett, es hat gerufen, das Weitere wird sich finden. Nun öffnet sich die Tür zum Salon. Der Vater erscheint, faßt und hebt mit einer Hand das Fünfjährige bei irgendeinem Henkel, mit der anderen sausen brennende, beschleunigte Schläge, Ringe rollen, von den Zehen herabgleitend, zu Boden.

Das Kind denkt nichts anderes als: Aha, das ist Pritsch! Und die Pritsch kommt wie Regen und Schnee — — man lebt weiter und bereut nur wenig. Nicht aus Verstocktheit ... Das Wetter hat eben nichts zu sagen! Man wird künftighin ... ah! „künftighin" ist noch weit!

*

Paula Modersolm

Adèle war frisch wie Topfen aus der Schweiz gekommen. Noch nicht ganz zwanzig, mit zwei schwarzpolierten Scheiteln, 1,70 groß, zwei längliche, dunkelbewachsene Beete waren ihre Brauen über dem den Germanen unbekannten Augenblau südlicher Rassen. Obere Augendeckel sah man nicht, sie steckten unter einer Decke von Haut, dafür aber noch eben ihre Wimpern, die einen schwarzen Strich über das Porzellanblau des Auges zeichneten. Unwiderstehlich war dieser Blick. Die Spatzen fielen vom Dach herunter, wenn sie ihm begegneten. Hunde zogen den Schweif ein, Goldfische tauchten tief ins Bassin, Männer allerdings sahen keck hinein. Dafür aber verloren Dienstboten ihren Wagemut. Adèles Dorf hieß Champéry, ihr Berg la Dent du Midi, ihre Schule l'École normale.

Das Fünfjährige lernt lesen. Die Buchstaben erscheinen fett gewichst auf den Seiten, ein Häkelhaken unterstreicht sie, und n i c h t s ist unklar! Einige Lettern machen Grimassen, andere laufen, es gibt welche, die runde Armbewegungen machen, empört tun, herausfordern oder zu seufzen scheinen, alle aber stehen redlich und treuherzig, ohne umzufallen auf winzigen Schlittschuhen. Das kleine lateinische e gleicht einem Heuschreckenkopf, das g einer halben Wespe ohne Füße, das kleine a steckt eine Hand in die Brusttasche — — und unendlich waren die Möglichkeiten, mit den Lettern zu spielen. Sie waren schön auch deshalb, weil sie Längstbekanntes brachten, das Fünfjährige war in vielen Häusern zu Haus, nicht nur in dem der Eltern, ja, in den anderen vielleicht noch heimischer: im Wald, im Stall, im Obstgarten, auf den Wolken, am Fluß, am Abhang, wo die Sonne stach, in den Wiesen, wo Schuhe Wasser

trinken, in den Gebüschen, wo die Zweige sich gabeln und junge Keime tragen, an der alten Petroleumtonne, die mit Regenwasser gefüllt war, an den Nestern und Schlupfwinkeln aller Tiere, beim Schreiner Schwarz, der so märchenhaft lange Holzlocken hobelte, beim Maurer Manzinger, der mit der Kelle immer wieder etwas aus den Überschüssen eines eiskalten Mörtels zum Bewerfen fand, beim lieben Gott im Himmel und beim bösen Feind in der Hölle ...

*

Das Schwarz eines finsteren Zimmers ist nur in der Nacht schwarz. Nachmittags ist es dunkel, dunkelrot. Und weil die Sonne alles tut, um doch herein zu scheinen, gleichen alle Ritzen und Fugen der Holzläden glühenden Nadeln. Von weitem, von den Untiefen des Bettes aus, hört sich das Zirpen der Grillen als dem eigenen Kopf entstammend an. Kein Zweifel: Der Kopf zirpt; wie ja auch er in der Mittagsstunde heiß ist, nicht etwa die Sonne; und blenden, das tun die Augen, nicht das Licht. Das meiste von dem, was das Kind sieht, wird von Vater oder Mutter gemacht. Bleiben die Gewitter ... Das ist der Teufel.

Der liebe Gott ist der, der alles sieht, einmal alles getan hat, und der einen von sehr weit noch so erkennen und beobachten kann, daß man es kaum zu fassen vermag. Dann gibt es noch das Christkindl und die unerreichbare Muttergottes, viele Heilige und alle Braven dieser Welt. Aber wirklich geben tut es nur den Teufel. Der kann was und läßt sich keine Gelegenheit entgehen und kein Gewitter. Alle Decken und alle Plumeaux, nichts bewahrt vor den blauen Blitzen, deren Lautlosigkeit fast schreit, und vor dem erbosten Knallen, wie wenn alle Balken der Welt zusammenschlügen.

Und der Blitz weiß genau, wo das Kind liegt. Wehe, wenn es sich erlaubt, einmal zu denken: „Ah, mir wird er nichts tun!" Oh, das sieht der Blitz, und noch schärfer, wenn man gedacht hätte: „Morgen stehle ich mir ein Bonbon bei der Mutter — —" Solches Denken bestraft er gleich! Denken wir lieber etwas Gutes: „Lieber Gott, ich bin so brav!"

*

In den Händen ein Wollfaden und beinerne Nadeln. Die Hände sind heiß, denn Juli und Wolle — — Oh!!! Adèle lehrt stricken. Jetzt kommt alles auf, das Fünfjährige ist ein Mädchen. Das ist das Entsetzlichste, was einem Menschen geschehen kann. Ohhhhh!!

Aus dem Mund der Adèle tönt es unermüdlich:

„On prend — on passe le fil — — on fait la maille ...
on prend — — on passe le fil — — on fait la maille ...
on prend — — on passe le fil — — on fait la maille ..."

Und es entsteht ein abscheuliches Gewurstl ohne Zeichnung. Nur die Fehler sieht man. Die Wolle knotet sich, die Nadeln gleiten nicht, weil das Kind den Faden zu sehr anspannt und die Hände feucht werden vom Halten der Wollarbeit im Juli. Es zwingt die beinernen Nadeln zu Durchbrüchen. Die Maschen fallen teuflisch. Das können sie. Zwei bis drei sind untergegangen in dem entsetzlichen Wollsumpf. Man sieht sie weit unten liegen. Das Kind wird getötet, wenn's aufkommt. Es fischt sie also auf ... Aber die Maschen sind schon tot. Sie kommen an Land herauf, passen aber nicht mehr zu den

anderen. Einerlei. Man strickt die Leichen fröhlich wieder ein. Aber ein Loch bleibt, der Trichter ihres Unterganges. Man muß es verstecken, indem man darüber andere Maschen dreht. Die Nadel ist nun um drei Reihen älter, aber um drei Maschen reicher, die am Rande eine Verlängerung, eine kleine Extrafahne bilden... Das wird nicht mehr zu verbergen sein...

Ein vierjähriger Michael springt irgendwo, es klingt wie Glas. Die Turmuhr schlägt beim, beim, beim... Man weiß nicht, was es heißt — sicherlich nichts — denn alles bleibt beim alten. — — Adèle hat noch nichts be..merkt... Jetzt hat sie es bemerkt. Das Stricken ist in ihrer Hand. Das Knäuel läuft pflichtschuldig nach. Das Gewitter ist da... die Nadeln liegen beide nackt, dem Wollsumpf entrissen, auf dem Tisch. Rasch wird der Faden gezogen, die Maschen krachen, so fest sind sie mit Schweiß gestrickt — der Faden ist geringelt wie ein grüner Draht am Telegraphierapparat. Das schlimmste ist Auftrennen — Wiederholen — ah! Michael ist draußen so gläsern und froh in der Juliwelt. Und das Fünfjährige ist ein Mädchen, welche Schande. Sie heißt nicht Christian, sondern Christiaaaane!

LA GIFLE AUX ANTIQUAIRES

Par

LUCIEN FARNOUX-REYNAUD

Depuis un siècle nous avons subsisté dans la mort. Un être, une collectivité qui cessent de créer meurent, et copier ne fut jamais produire. Les années qui viendront jugeront à sa juste valeur cette période d'aboulie, durant laquelle chacun se cramponnait aux vestiges du passé comme pour attendre la fin du monde et, par fétichisme, négligeait toutes les traditions dont la primordiale réside dans vivre.

La notion d'art ne survécut pas au Premier Empire; j'entends d'art décoratif, unique formule représentant nettement une époque. La courbe des arts décoratifs est la seule révélatrice du degré des civilisations; car un poème, une mélodie, expriment isolément une personnalité, tandis que la maison renferme l'âme de la collectivité.

M. Daudet n'eut pas absolument tort en traitant le XIXe siècle de stupide. Ce qualificatif violent pourrait se remplacer plus exactement par le terme bourgeois, dans son sens péjoratif qui dépasse singulièrement la boutade de Flaubert... lui-même un vrai bourgeois... terrible et prétentieux. Le XIXe siècle demeurera celui de cette caste. Durant l'éternité il portera des pantoufles de tapisserie. Il suscitera immédiatement une vision de caisse d'épargne, d'amours ancillaires, de vierges chlorotiques éprises de sous-officiers de dragons. Il répandra une odeur de soupe aux choux et ses Casanova apparaîtront les éphèbes boutonneux à la recherche de l'héritière matrimonialement accessible.

Il ne peut exister que deux classes définitives: la foule et l'aristocratie. L'aristocratie s'équilibre sur la foule, puise là sa force et des éléments nouveaux. La foule prend conscience d'elle-même dans l'aristocratie et lui demande des causes de haines ou d'enthousiasmes. La bourgeoisie ne représente qu'un état intermédiaire, le tiers état, qu'occupe temporairement l'individualité émergeant de la masse et cherchant à acquérir des traditions pour appartenir au second degré.

La notion d'art naît dans la foule, éclôt dans l'aristocratie. L'art populaire n'est qu'une sève, la floraison se réalise plus haut, sous un ciel libéré des mornes

contingences. Les ballets russes représentent la fleur dont la racine poussa des ramifications gloutonnes jusque dans la plus sordide isba. Notre inimitable XVIIIe siècle reste l'œuvre d'obscurs artisans, passionnés et joyeux dans leurs échoppes, mais il fallut un Le Nôtre pour tracer un jardin, Riesener pour construire un bureau et surtout un grand prince pour commander l'un et acheter le second.

Par contre le bourgeois, élément social important pour un équilibre politique et une bonne distribution économique, s'offre absolument incapable de toute manifestation artistique. D'abord parce qu'il ne songe qu'à acquérir ses lettres de noblesse par des lettres de crédit et que son esprit, obéré par le souci de la fortune, ne peut s'abandonner ni à la joie spontanée ni aux pures spéculations du sentiment et de l'esprit. Puis, par crainte de rappeler ses trop récentes origines, il repousse toute inspiration née de la foule ... qu'il appelle peuple. Il copie servilement les gestes et les manies de l'aristocratie. Surtout de celle qu'il admira dans sa jeunesse, et, ainsi éternellement retardataire, il oublie que traditions signifient transmissions de principes et non imitations.

Per Krohg

On arguera que le XIXe siècle contint de nombreux artistes. Opinion discutable ... Il possède de grands talents qui furent presque tous de petits esprits, incarnés au cube par Victor Hugo; un vaste front sur un crâne exigu. Puis le producteur n'est pas obligatoirement un artiste, il ne suffit pas d'aligner des vers pour devenir poète. Le XIXe siècle inventa l'homme de lettres par exemple, ce qui devait être littérairement sa condamnation. Les artistes véritables ne trouvant pas le milieu nécessaire au dévoloppement de leur personnalité demeurèrent des incomplets, devinrent des aigris: C'est ainsi que naquit la théorie du génie incompris, du poète maudit et de l'élite ...

La brève période de 1850 à 1870 confirme singulièrement cette théorie. La prospérité générale établissant une stabilité de la fortune acquise permit alors l'apparition des grands bourgeois. A ce succédané d'aristocratie correspond immédiatement un renouveau un peu factice, un peu clinquant, de l'esprit et se précise un embryon de style décoratif. Médiocre certes, mais dont les arrondis, les grâces épaisses et les capitons traduisent assez bien les abdomens proéminents de ces

nouveaux Messieurs et les larges formes de « leurs dames ». Après Sedan la démagogie s'imposa de nouveau et le règne des ébénistes recommence.

Car la bourgeoisie manifeste toujours un goût réactionnaire. Alors que l'aristocratie ne redoute ni les audaces, ni les nouveautés, pressentant que son tact saura les décanter, qu'il lui suffira de soutenir un paradoxe pour en créer le lieu commun de demain, le bourgeois tremble de se tromper et s'attache éperdument à ce qu'il possède, un peu par paresse, beaucoup par pusillanimité. Donc il se rua à la recherche du vieux meuble, des tapisseries fanées. Ainsi que le boutiquier enrichi cherche chez un bric-à-brac un portrait de mestre de camp et une tante chanoinesse pour posséder des ancêtres, tous les bourgeois se voulurent des meubles de famille, crurent à la commode style campagnard du trisaïeul et la superstition du vermoulu devint le culte à la mode.

Alors des tapissiers insultèrent le style le plus pur par des copies monstrueuses. Des chaises de cuisine eurent la meilleure place dans un salon opulent, une terrine fut promue au rang de surtout de table. Les antiquaires imposèrent leur caprice aux plus riches amateurs, les convainquant qu'on n'a du goût que dans l'ancien, que le mobilier acheté à des prix exorbitants atteindra une valeur plus grande et tout le Louis XIV, qu'on monta au grenier pour que soient le Louis XV et le Louis XVI, réapparut dans le jeu des enchères.

Plus avertis que leurs clients idolâtres ils s'efforcèrent de juguler le mouvement contemporain qui s'ébauchait. Profitant des erreurs inévitables à toute création, de l'inquiétude que trahirent les premières tentatives, ils le présentèrent comme la fin du mouvement avorté de 1900 et ainsi espérèrent continuer en paix leurs spéculations.

Touchagues

L'Exposition de 1925 sera enfin la gifle aux antiquaires. Même incomplète, même trahissant par des défauts d'organisation les meilleures intentions, elle prouvera à tous qu'une force irrésistible anime nos décorateurs modernes. N'espérons pas là une consécration, mais le palier sur lequel des énergies s'assembleront pour réaliser le dernier et victorieux effort. L'art moderne de 1900 n'était que l'aboutissement du romantisme, comme Wagner en fut l'enterrement génial et sonore. Un art nouveau s'élabore... devant ses prodromes le public concevra enfin l'absurde de son attitude. Les femmes hors des cycle-cars, avec la nuque rasée et le torse libéré du corset, s'apercevront qu'elles possèdent en robe chemise autant de grâce sur un fauteuil de verdure Louis XIII qu'une

sauterelle sur une laitue. Les businessmen au col mou s'effrayeront de sortir de leur Rolls Royce pour s'asseoir sur une bergère et de classer les achats de Royal Dutch dans un bonheur-du-jour.

Un style est là, conforme aux vestons noirs, aux cravates sobres. Il réalisera notre double aspiration de netteté et d'élégance. La lumière circulera dans nos maisons, nos gestes seront simplifiés par le maximum de confort, nos nerfs apaisés par la vision de lignes droites ou lentement incurvées. Les muscles que le sport nous donne, la fièvre que suscite le téléphone et la machine à écrire obtiendront le repos dans un cadre où rien ne sera sacrifié au factice, où tout concordera vers une vaste harmonie, écho précis d'un rythme intérieur grave et puissant.

Pour affirmer un style vous distinguez donc une aristocratie? Certes... Le cyclone de la guerre bouleversa l'ordre social, la bourgeoisie s'effrite, bientôt disparaîtra... On doit seulement espérer dans sa propre force pour s'extirper de la foule et la force brutale est à la basse de toutes les aristocraties. Les premiers leudes furent les hommes qui d'un seul coup de poing assomaient un bœuf et vidaient d'un trait le hanap le plus vaste. Aujourd'hui on ne tue plus l'auroch; on combat à la Bourse... on lutte pour le pétrole, on meurt pour exprimer loyalement une idée. Force de banquiers; déjà triomphe de la volonté sur la matière, bientôt celui de l'esprit sur la puissance matérielle car l'esprit triomphe toujours.

Nous assistons à la naissance d'une autre civilisation. Elle nous apparaît donc fruste... un peu barbare... C'est pour cela que nos constructions contiennent je ne sais quelle énergie sauvage... que nos meubles ne recherchent que la matière et le volume, tandis que la porte érigéée par Edgard Brandt semble jaillir vivante des ruines chaldéennes pour que recommence l'histoire du monde.

Même si nous nous trompons encore cette fois, ne vaut-il pas mieux célébrer le soleil qui luit sous l'horizon que d'appartenir au chœur des hiboux qui regrettent la nuit révolue et hululent désespérément à la recherche des temps passés.

Lucien Farnoux-Reynaud.

Erna Pinner

Photo Marc Vaux

Kopf eines Heilsbringers. Paris, Collection Lotus

Photos Marc Vaux

Büste eines Heilsbringers. Paris, Collection Lotus

Photos Marc Vaux

Zwei Köpfe von Heilsbringern. Paris, Collection Lotus

Photo Marc Vaux

Kopf eines Heilsbringers. Paris, Collection Lotus

DER HIMMELSDRACHENBERG

Von

ALFRED SALMONY

China kann jeden Tag den bescheidenen Bau europäischer Wissenschaft zerstören. Von der buddhistischen Felsskulptur glaubte man auf Grund der Kenntnis der berühmten Höhlen von Yün kang und Lung men eine Vorstellung zu haben. Im Jahre 1921 fand plötzlich der japanische Gelehrte T. Sekino in der Mitte des langen Weges zwischen den beiden nordchinesischen Stätten eine neue: T'ien lung shan, den „Himmelsdrachenberg" (Provinz Shansi). Daß E. Boerschmann schon vor vielen Jahren dort photographiert hatte, wußte bisher niemand. Die Entdeckung wurde Sensation, 1922 erschien ein japanischer Tafelband, es folgten Expeditionen von J. Lartigue (veröffentlicht in „Revue des Arts Asiatiques", Paris 1924, Heft 1) und O. Sirén, der seine Ergebnisse in einem in Kürze erscheinenden Werk über chinesische Plastik niedergelegt hat. Diese letzte Forschungsreise kam noch gerade zur rechten Zeit. Jetzt rauben die chinesischen Händler die Höhlen aus. Die Serie der fünf abgebildeten Stücke befindet sich bereits auf dem Pariser Kunstmarkt (Compagnie Le Lotus).

Die frühesten Werke des Himmelsdrachenberges haben die chinesischen Händler bisher offenbar wenig zum Abbau gelockt. Im Ausgang des sechsten Jahrhunderts begonnen, unterscheiden sie sich nicht wesentlich von dem Stil dieser Zeit, den man nach der nördlichen Dynastie den der Wei zu nennen pflegt. Erst die Höhlen, die man auf Grund der Inschriftreste um 600 in die Sui-Dynastie setzt, machen den Ruhm des in den sonst geschwätzigen Lokalchroniken kaum erwähnten Himmelsdrachenberges aus. Dieser Epoche gehören die abgebildeten Bruchstücke an. Ein Kopf (Taf. 1) zeigt noch deutliche Spuren der alten Strenge. Die Lieblichkeit des Ausdrucks war schon früherer Plastik eigen. Was den T'ien lung shan zum einzigartigen Monument Chinas macht, ist, daß man (wie bei der Königspforte von Chartres) glaubt, den ersten Ansatz eines neuen Stils, die früheste Manifestation einer Kunstwandlung fassen zu können. Der Pariser Torso (Taf. 2) hat alle Merkmale der sogenannten Sui-Höhlen. Man ergänze sich die Abbildung nach den Aufnahmen vor der Zerstörung (in den Veröffentlichungen Höhle 17). Die Figur dieses geschlechtlich noch unbestimmten Heilbringers begleitete mit anderen einen Buddha. Sie saß auf einem runden Thron, das rechte Bein herabhängend, das linke unter-

geschlagen, den rechten Arm erhoben, die linke Hand auf dem Schenkel ruhend. Nach der blockgebundenen Strenge der frühen buddhistischen Plastik in China sah man allgemein in dieser freien Bewegtheit — nicht den wohltuenden Einfluß der griechisch-europäischen Kunst, sondern mit Recht das Indien der Gupta-Zeit (4. bis 7. Jahrhundert), das Frauen in den Hüften bog und jeder Form etwas von einer gespannten S-Linie verliehen hatte. Ohne Beziehung zu Indien, ohne Mitteilung indischer Bewegung und indischer Körpersinnlichkeit ist das chinesische Wachwerden des Leibes gewiß nicht denkbar. Aber ein Blick auf die beiden verwandten Köpfe (Taf. 3) genügt, um zu zeigen, wie sehr China vorwiegt. In der Herbheit der ungekräuselten Lippen, des geschlossenen Kopfputzes, wie in der Lebensnähe des lächelnden Mundes, der blumengeschmückten Frisur herrscht Ruhe, chinesische Ruhe. Man kann also nicht einmal den indischen Einfluß übertreiben, der schließlich für die schöpferische Begabung Chinas nicht weiter kompromittierend wäre; verdankt man ihm doch den Buddhismus. Aber wo ist da Griechenland — Gandhara? In allen Zeitschriften erzählt man wieder von der alleinseligmachenden weißen Kunst. Die Gelehrten sollten endlich feierlich aufgefordert werden, genau zu sagen, worin der westliche Einfluß besteht, genau, bis zur Langweiligkeit. Nur so wird man dazu kommen, das Wesen und die von fernher gebrachte Zutat unterscheiden zu können. T'ien lung shan muß der Prüfstein sein. Die Unmenge der lebendigen Plastik bis zum neunten Jahrhundert läßt sich von dort ableiten. Den Weg der Entwicklung weist schon ein Kopf der besprochenen Gruppe (Taf. 4), bei dem alle Formen, leicht und natürlich modelliert, ineinander übergehen. So arbeitete man noch fast ein Jahrhundert an gleicher Stelle.

Neben der großen kunsthistorischen Bedeutung haben die Monumente des Himmelsdrachenberges eine künstlerische. Die Meisterschaft, mit welcher der grünliche Sandstein behauen ist, verbietet, die unberühmten Bildhauer Steinmetzen zu schelten. Die plastische Form, die Anordnung der Pläne, die Bewegung der Masse sind zu sehen, zu photographieren. Nachdem von der Bemalung nur noch Reste auf der weißlichen Deckschicht verblieben, können allein diese wesentlichsten Qualitäten von der Bedeutung der Plastik des Himmelsdrachenberges zeugen.

Braque

Pascin

Salome

WIE WIRD MAN PHILOSOPH?

Äußerungen führender Fachleute

gesammelt von

HARALD UNGEWITTER

Das vergangene Jahr hat Deutschland mit 4800 philosophischen Büchern beschenkt. Wirklich ein stolzes Ehrenmal des deutschen Ingeniums! Wenn man bedenkt, daß vom gesamten deutschen Wortschatz, der groß, aber doch begrenzt ist, nur ein vergleichsweise kleiner Teil von Worten sich zur Herstellung philosophischer Sätze, Kapitel und ganzer Bücher verwenden läßt, so muß man Ehrfurcht empfinden vor der enormen geistigen Beweglichkeit, vor der Virtuosität, die hier augenscheinlich von einer nicht kleinen Gruppe begabter Köpfe aufgebracht worden ist, um in einem Jahr 4800 Bücher geistigen Edelguts hervorzubringen, von denen auch nicht zweien dieselben Wortfolgen oder Sätze, geschweige denn Kapitel, gemeinsam sind. Wer als Zeitgenosse unversehens mit solchem Dividendensegen unseres geistigen Großkapitals überschüttet wird, ist einfach außerstande, dieses Phänomen nach Umfang und Bedeutung voll zu würdigen, aber ein später Geborener wird aus gebührender Distanz vielleicht obendrein feststellen dürfen, daß diese 4800 Bücher, so verschieden sie sich gebärden, bei annähernd gleichem Wortschatz, aber durchaus originaler Wortfolge, inhaltlich bis zu einem ganz unheimlichen Grade im ganzen ziemlich dasselbe enthalten.

Augenscheinlich liegen hier Erzeugnisse einer besonderen Kunst vor; dergleichen begibt sich nicht von ungefähr: man wittert das Geheimnis einer Gilde, dialektische Tricks Eingeweihter; die Frage drängt sich auf: wie ist so etwas möglich? — mit anderen Worten: wie wird man Philosoph, und wie sieht man als solcher aus? Glücklicherweise gibt es Quellen, aus denen sich eine Antwort schöpfen läßt; eine so weit verbreitete Kunstübung kann ihr Geheimnis eben nicht restlos bewahren. Dr. Raymund Schmidt ist es im Auftrage des Leipziger Verlegers Felix Meiner gelungen, eine Reihe augenscheinlich führender Köpfe

zu autobiographischen Äußerungen zu bewegen, aus denen sich etwas wie eine Antwort auf diese Fragen entnehmen läßt. Hier*) tun sich Einblicke in geistige Kristallisationsprozesse auf, aus deren Fülle einiges herausheben dieses Sammelwerk weiten Kreisen nahebringen heißt. Denn immer wieder drängt sich bei seiner Lektüre der Eindruck auf: das hat uns gerade noch gefehlt!

Julius Schultz.

Erst in meinem fünfunddreißigsten Lebensjahre, längst glücklich verheiratet und wohlbestallter Gymnasiallehrer zu Berlin, wendete ich mich philosophischen Untersuchungen zu. Philosophische Fragen hatten mich freilich, *seit ich zu denken begonnen,* begleitet; auch hatte ich die *propädeutische Prüfung* bestanden; mein wissenschaftliches Sonderfach aber war zunächst die Geschichte gewesen; und als Historiker war ich Doktor geworden, mit einer Arbeit aus dem Gebiet mittelalterlicher Geistesgeschichte, die mich von je gefesselt hat. Indessen galt ich mir selber und Freunden in jenen Jugendjahren vor allem als *Poet;* ich habe *vielerlei gedichtet;* einige meiner Dramen sind aufgeführt worden; meine Übersetzungen aus der griechischen Lyrik *haben manchem sinnigen Leser behagt.* Kurzum, ich lebte in der Aussicht auf *eine literarische Zukunft.* Dazu reiste und wanderte ich viel, *schwelgte in Kunst und Natur, sammelte eifrig Pflanzen —:* Beschäftigung genug für einen stillen Geist, dem's auf die Karriere wenig ankam. *Dennoch* fühlte ich um die Mitte der dreißiger Jahre eine *gewisse Leere* und einen Durst nach klarerer Erkenntnis — *da* ergriff mich die Philosophie.

Professor Erich Becher (München).

Frühzeitig und stark wurde ich durch die Lektüre von St. Mill beeinflußt; sein Empirismus, sein idealistischer Positivismus *und vor allem sein Utilitarismus* machten *tiefen Eindruck* auf mich, allerdings ohne mich *ganz* zu befriedigen. Später war Fechner mein philosophischer Lieblingsschriftsteller; unter dem Einfluß Erdmanns, Fechners und der mechanistischen Richtung in der Biologie wurde ich *überzeugter Parallelist.* Kant studierte ich *mit heißem Bemühen,* aber mit weit mehr Ablehnung als Zustimmung. *Unter heftiger innerer Opposition* las ich Nietzsches *wichtigste* Werke. Mein Studium der Mathematik hatte mich daran gewöhnt, *hohe Anforderungen* in bezug auf Beweisen und Begründen von Behauptungen zu stellen. *Diesen logischen Ansprüchen* wurde Nietzsche *ganz und gar nicht* gerecht. Seine Lehre vom Willen zur Macht, von der ewigen Wiederkehr usw. schienen mir unbewiesen und unbeweisbar, seine antisoziale Richtung widersprach schroff meinen ethischen Überzeugungen und Idealen, *seine Maßlosigkeiten stießen mich ab.* Mit der Idee einer Höherentwicklung des Menschen *war ich sehr einverstanden,* sie ergab sich mir aus meinen darwinistischen und eugenischen Ansichten. Indessen erstrebte ich einen wesentlich anderen Übermenschentypus als Nietzsche, einen Typus, dessen wesentlichste Eigenschaften *Vernunft und Liebe* sind. — — —

Ein in Bonn in Angriff genommenes Buch „Gehirn und Seele" wurde 1911 vollendet. — — Der letzte Teil des Buches behandelt das Leib-Seelenproblem. Der Materialismus ist unhaltbar; aber auch der Parallelismus gibt in seinen verschiedenen Formen zu mancherlei Bedenken und Einwänden Anlaß. Am besten

*) Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, herausgegeben von Dr. Raymund Schmidt. Leipzig 1921 und später.

bewährt sich eine Wechselwirkungslehre, die annimmt, daß die physischen Vorgänge das Gehirn in kontinuierlichem Verlaufe durchziehen, dabei aber *neben* physischen *psychische* Wirkungen hervorrufen, *die ihrerseits* den physischen Verlauf *leitend beeinflussen.* Führt man auf solche Beeinflussung und Führung durch seelische Faktoren die *Besonderheit der Lebensvorgänge* gegenüber dem Geschehen *in der toten Natur zurück,* so gelangt man zu einem Psychovitalismus, der sich als Erweiterung unserer Wechselwirkungshypothese darstellt. — —

Erweitert man die Wechselwirkungslehre zum Psychovitalismus, *so kommt man dazu, dem Seelischen eine Führerrolle im ganzen Bereiche des Lebens zuzusprechen, welche den Unterschied des Lebenden vom Toten, Zweckmäßigkeitserscheinungen usw. bedingt.*

Graf Hermann Keyserling.

Die Grundsynthese meiner Natur ist nicht die eines Theoretikers, sondern eines *Kondottiere, durch das Nervengehäuse eines überempfindlichen Künstlers zurzeit in Beziehung gesetzt.*

Jaspers stellt in seiner „Psychologie der Weltanschauungen" den Typus des dämonischen Menschen als gleichberechtigt neben andere hin. Nun, ihm, in *seinem extremst denkbaren Ausdruck* gehöre ich an. Als ich die betreffenden Abschnitte jenes schönen Buches las, glaubte ich mich wieder und wieder in meiner persönlichsten Eigenart wiederzuerkennen. So werde ich denn in den folgenden Seiten vom Schicksal meines Dämon reden; jede andere Problemstellung zielte an meinem Wesen und meiner Aufgabe vorbei. Ich werde zu zeigen versuchen, wie ein außergewöhnlich vielfältig, unharmonisch und widerspruchsvoll veranlagter Mensch, *welchem ursprünglich jede Anlage zum Philosophen fehlte,* nur weil ihm das Licht des Erkenntniswillens unentwegt zum Leitstern diente, *zuletzt doch zu einem geistigen Führer hat werden können,* damit erweisend, wie sehr es in der Macht jedes einzelnen liegt, über sein scheinbar noch so fest gezeichnetes Schicksal hinauszuwachsen.

Schon in meiner Kindheit trat die Polarität meines Wesens deutlich in Erscheinung, aus der sich später die spezifische Spannung und der besondere Rhythmus meines Lebens, mitsamt dessen geistigen Zielsetzungen ergaben: ich war einerseits das *Zarteste vom Zarten, hellseherisch intuitiv,* über alle Begriffe impressionabel und suggestibel, weiblich-aufnehmend, vertrauensselig und anpassungsfähig, andererseits ein *vulkanischer Gewaltmensch* von brutaler Sinnlichkeit und urmenschenhaft überschwenglicher Vitalität.

Jener Gewaltmensch warf sich denn auch ein Jahr nach absolviertem Gymnasium in der primitiven Form des fressenden, saufenden und lärmenden Urburschen für eine Weile zum Alleinbeherrscher meines bewußten Lebens auf. Von 1898 bis 1900 war ich zweifelsohne der ungeistigste und brutal animalischeste unter Dorpats Korpsstudenten, der gegebene Vorwurf für Jordaenssche Gemälde, ein Ausbund primitiver Gesundheit und roher Kraft. — — *Aber dieses Glück währte nicht lang.* Kaum ein Jahr, nachdem ich Korpsstudent geworden war, traf mich in einem Zweikampf ein Stich, der mir die Mammaria interna durchschnitt, mir nur dank der ungeheuerlichen Regenerationskraft meiner damaligen Physis nicht das Leben kostete und dieser in seinen Folgen eine solche Schwächung mitteilte, daß eine *Zentrierung meines wertbestimmten Daseins* auf den *Gewaltmenschen-Pol* auf Jahre hinaus *materiell unmöglich* wurde. Dieser *äußere Umstand* leitete meinen *Umschwung zum Geistesmenschen ein.*

Meine Natur, so fühlte ich, verlangte anderes, als was die Wissenschaft ihr bieten konnte; nur wußte ich nicht, was sie verlangte. — — Da las ich Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts", in die ich in Dorpat nur hineingeblickt hatte, wieder. Der Eindruck war gewaltig. Mit einem Schlage ward mir klar, daß, wenn ich dem Menschen, der dies geschrieben hatte, begegnen könnte, ich bald entdecken würde, wozu ich auf Erden da sei. — — In Chamberlains mir in vielem verwandter Natur fand ich das Polarisationszentrum, dessen ich bedurfte, um die meine so einzustellen, daß sie *aus einem Chaos zu einem Kosmos werden konnte.* An ihm erkannte ich meine Künstlernatur und fand so zum erstenmal ein Verhältnis zu meiner eigenen geistigen Anlage, die ich vorher nicht besser verstanden hatte, als meine Umgebung es tat. So lernte ich auf einmal positiv bewerten, was ich bis dahin als minderwertig empfunden hatte: das Weiblichzarte in mir, meine Impressionabilität und Emotivität, meine Nervenschwäche, kurz alles, was gegenüber dem *Ideal des Herrenmenschen* sowohl als des überlegenklaren Gelehrten, welcher mein Großvater war, als minus wirkte. Alsbald vollzog sich in mir eine *Umwertung aller Werte* und eine *entsprechende innere Umwälzung.* Mein Bewußtsein zentrierte sich ebenso ausschließlich im Künstler, wie in Dorpat im Gewaltmenschen, nur jenen wollte ich überhaupt noch gelten lassen. Die Vitalisierung, welche diese Verwandlung in mir einleitete, *war überschwenglich.* Das Minderwertigkeitsgefühl *verdrängte ich ganz,* es schlug in stolzestes, zuversichtlichstes, im Ausdruck oft maßloses Selbstbewußtsein um. — Mein vulkanisches Temperament hat Zeit als solche niemals erkannt, nie eigentlich verstanden, warum meine blitzartigen Intuitionen und Entschlüsse nicht ebenso schnell ihre vollbefriedigende Verwirklichung fanden. Seitdem ich Dorpat verlassen hatte, dominierte, wie gesagt, der *hingebungsfreudige Einfühler* in mir. Ich ward ebenso extremer Ästhet, wie ich vormals extremer Korpsbursche gewesen war, absichtlich unfähig in allen praktischen Fragen, aller eigentlichen Tätigkeit feindlich gegenüberstehend, auf meine Nervenschwäche stolz. Doch der *vitale Gewaltmensch* in mir wirkte *desto energischer* im Unbewußten; er rächte seine Nichtbeachtung, indem er wieder gewaltsame nervöse Störungen und Zusammenbrüche herbeiführte. *Was konnte ich da tun, ohne meine einmal eingenommene Einstellung preiszugeben?* Ich antwortete ihm mit Brutalisierung, welche ihrerseits eine wenn auch noch so geringe *Abstraktion des Kondottieres* bedeutete und mich *insofern* befriedigte. — — Ich durfte meinem *persönlichen Ich* kein Monopol auf meinen geistig-seelischen Organismus einräumen, bis daß dieser *allem möglichen Irrtum* entwachsen war. So erlaubte ich mir jahrelang niemals persönlich Stellung zu nehmen, so gab ich mich umschichtig den Einflüssen bis zur Verfallenheit hin. — — Es war ein gewaltsam einseitiges Leben, das ich führte, *so universelle Erfahrungen es ermöglichte.* Eine aktive Einstellung gestattete ich mir dann erst wieder, als ich erkannte, daß *mein Aus-*

Raoul Dufy

bildungsprozeß vollendet war: dies erfolgte ab 1911, *im Schaffen des Reisetagebuchs.* — — Jetzt mußte ich hineinwachsen in den *so lange und sorgsam vorbereiteten Geistes- und Seelenleib.* Den primitiven Menschen meiner Kindheits- und Jünglingsjahre hatte ich verleugnet; seither war ich in persönlichem Sinne *nicht eigentlich mehr dagewesen.* — — Ja, jetzt erst sollte, durfte der Prozeß in mir beginnen, der bei fast allen Menschen mit 21 Jahren *spätestens* seinen Abschluß gefunden hat. — — Ich erkannte, daß der Weg zur Entstehung in meinem Falle *nur über eine Geistesschöpfung* führen konnte; daß ich mein Sein zuerst herausstellen mußte, um es alsdann für mich zu erobern. *Bald fiel mir auch ein,* in welcher Form dies am besten glücken mußte: indem ich mich der Veränderungen der Erscheinungen, *die eine Weltreise selbstverständlich in mir bewirken würde,* als Ausdrucksmittel für mein persönliches Wesen bediente. —

Max Mayrshofer

Im Herbst 1914 sollte das Reisetagebuch erscheinen. Nachdem ich die zweite Korrektur zum ersten Bande gelesen hatte, schlug Europas Schicksalsstunde. Offiziell stand ich auf russischer Seite. Innerlich aber war mir der Weltkrieg, solange ich ihn herannahen gefühlt hatte, geistig betrachtet, ein Un-Sinn, und moralisch-seelisch ein Greuel, denn mir bedeuteten die Probleme, um die er geführt wurde, nichts; ich war, *solange ich denken kann,* der Europäer, zu dessen *historischer Geburt der Zusammenbruch so vieler alter Staatswesen letzten Endes wohl gut gewesen sein wird.* — — In der neuen Wandlung, die während der Kriegsjahre begann, befinde ich mich noch mitten drin. — — Die vitalen Kräfte der Zeit vor meiner ersten Verwandlung erwiesen sich als neuerwacht, — besonders aber erlebte der jahrzehntelang unterdrückte, *auf Tat gerichtete Wille* einen wahren *réveil du lion. Immer vulkanischer* trieben mich fortan die in mir waltenden *Tatmenschen-Energien* vorwärts. — Der Ästhet von einst *scheint tot.* Aber für mein subjektives Bewußtsein bin ich, *so seltsam dies klinge,* seitdem die Umkehr sich zu vollziehen begann, nicht fortgeschritten, sondern zurückgegangen, denn die Überlegenheit des Tagebuchzustandes kenne ich nicht mehr. Die *Überlegenheit des Tagebuchmenschen* war noch nicht die, welche ich erstrebte; sie war *einseitig logoshaft.* Jetzt gilt es, die *Apokatastasis des Eros* zu vollziehen. War ich in Dorpat allein vitaler Tatmensch, seither nur *zartsinniger Versteher,* so mußte ich jetzt Geist und Leben in ihrer Verwurzelung im *triebhaften Lebensquell neu verknüpfen.* — —

Rabindranath Tagore meinte oft, einen so extrem ausgeprägten und vulkanischen Westländer wie mich hätte er nimmer gesehen, und ich glaube nicht, daß ich ihm eigentlich sympathisch bin; umgekehrt liegt jener sanfte Lyrismus als solcher mir wenig. *Aber vielleicht beschließe ich mein Leben noch einmal in äquivalentem Frieden.*

Darmstadt 1922.

ICH UND DIE PROVINZ

Von

PAUL NIKOLAUS

Ich und die Provinz, wir lieben uns; denn ich bin aus der Provinz. Aus Mannheim. (Ich bin also der einzige Berliner Conférencier, der aus Süddeutschland stammt. Die anderen sind aus Hannover, Hamburg, Riga und Landsberg a. d. Warthe.) Mannheim ist eine rührende Stadt. Sie lebt davon, daß Schillers Räuber hier uraufgeführt worden sind: seit dieser Zeit sprechen die Getreidehändler dort nur noch in Versen. Das ist der letzte Rest von Poesie. Will man mehr, fährt man nach Heidelberg. Ich habe dort Studienjahre verlebt, die schöner waren als die von Carl-Heinz. Im ersten Stock vom „Weißen Schwan" wohnte ich; durch eine Klappe im Fußboden konnte man noch um 3 Uhr Mokka für zwei Personen bestellen. Sonntags, wenn alle Mannheimer nach Heidelberg fuhren, fuhr ich nach Mannheim. Es war dann ruhig und ungestört. So gewann ich die Provinz lieb.

Die einzig lebendige Erscheinung in Mannheim ist Sally Zacharias, der Varieté-Direktor. Als er vor 13 Jahren im Fasching eine Dilettantenvorstellung veranstaltete, trat ich zum erstenmal auf. Man bewarf mich mit jungem Gemüse und Briketts. Von freundlicher Aufnahme war keine Rede.

Im Krieg lernte ich Konstanz kennen. Ich hielt dort den Verkehr mit der Schweiz aufrecht. Daß die Neutralität der Schweiz erhalten blieb, kommt drum zu einem Teil auf meine Rechnung. Konstanz ist klein und voll Wissensdrang. Ich suchte ihn zu befriedigen, wo ich konnte. Bis man — nachdem ich aus einem Mädchen-Pensionat hinausgeworfen worden war — meinen Verkehr mied.

Später erst lernte ich die norddeutsche Provinz kennen. Durch Vermittlung von Minden in Westfalen. Ich war dort am Stadttheater und sozusagen der Liebling von Minden. Westfälische Herzen erschlossen sich mir, Schinken und exklusive Kreise. Noch heute, wenn man meinen Namen nennt, rufen die Mütter die Kinder ängstlich von der Straße.

So ethnologisch gestählt kam ich zum Kabarett. Ich habe wenig hier von der Provinz gesehen, aber was ich sah, war nicht ohne Reiz.

Überall sind die Menschen gleich, gleich nett, gleich ekelhaft: man muß sie nur zu sondern wissen und sich an die rechten halten. Manche haben ein Mißtrauen: sie fühlen sich stark und erhaben, aber wenn man sie anfaßt, schwanken sie. Mit einem kleinen Barnum-Trick kann man sich oft eine ganze Stadt gewinnen. Da gibt es in Danzig, wo ich mit der „Gondel" war, einen klaren Schnaps: er heißt Machandel, ist herrlich süffig, doch nach dem sechsten Glas schlägt man zu Boden. Einer, Salmonski hieß er — sein Name sei gepriesen! — warnte mich davor. Ich ging zu einer Blonden an die Bar und versprach ihr das Blaue vom Himmel herunter, wenn sie mir statt Machandel Wasser einschenke. — Von diesem ersten Abend, an dem ich drei halbe Wassergläser „Machandel" hintereinander trank, sprach am nächsten Tag halb Danzig. Ich ward schnell populär. Wäre ich dort geblieben, könnte ich heute vielleicht Stadtverordneter sein.

Auch in Köln dreht sich alles ums Trinken. Ich war zweimal da. Einmal mit der „Gondel" (am 6. März war infolgedessen ein Termin: ergebnislos zwar, doch so komisch wie die ganze Pleite, über die ein andermal zu berichten

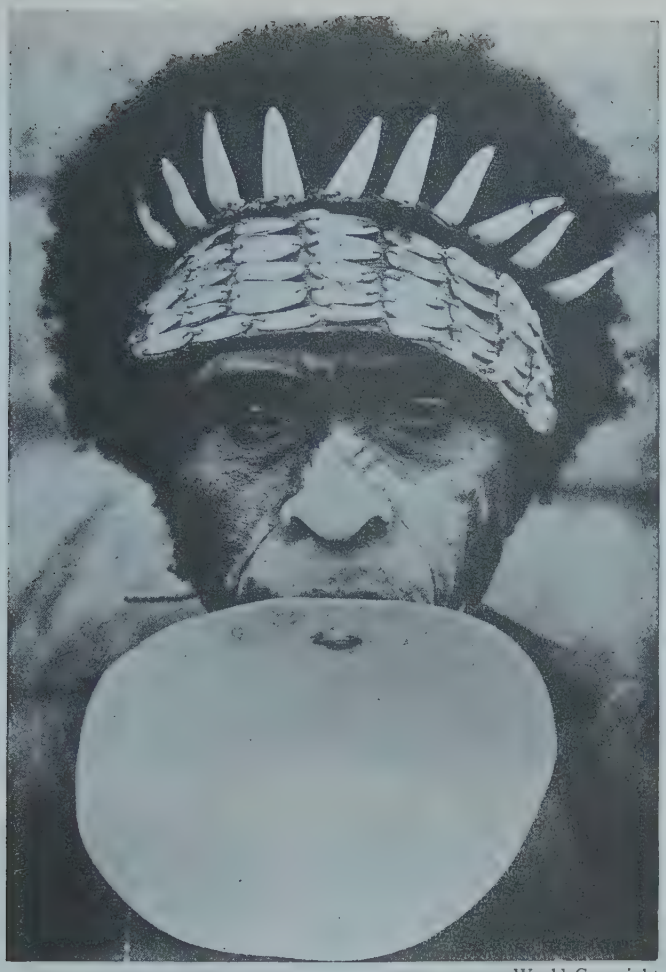
Photo R. Sobol, Paris

Raquel Meller, der Star der Palace-Revue, Paris,
für die die „Violettera" geschrieben wurde

Continental Photo

Rudolf Steiner, der jüngst verstorbene Anthroposoph

Eurhythmie-Kursus in London



World Copyright

Geroro-Krieger im Kriegsschmuck

Aus Capt. Frank Hurleys Film „Pearls and Savages"

Kriegstanz der „Kopfjäger der Südsee"

Aus dem gleichnamigen Film der Nitzsche A.-G. Leipzig

Sylvester & Co. in „Piccadilly Revels", London

Photos Foulsham & Banfield

Tänzerin von den „Piccadilly Revels", London

sein wird) in einem Varieté: man darf da keine Pointen fallen lassen. Auch im Kabarett nicht: der Kölner will es ganz wissen, er verläßt sich gern auf sich. Ein sonniger, ein frischer, ein herrlicher Typ. Keiner kann so lachen wie er. Aber er denkt nicht sehr gern. (Im Schauspielhaus bestritten das Repertoire L'Arronge und Blumenthal. Bis Hartung kam. Der ging dann sogleich wieder.) Die Stadt klein, eng, verwinkelt, aber wenn man hinauskommt vor die Altstadt: riesig, großzügig, bezwingend. Und das Publikum genau so: ungläubig, mißtrauisch gegen fremden Humor, steif; aber wenn man sie kennt, sie einmal gewonnen hat: restlos ergeben und von gewinnender Herzlichkeit.

Was man von Breslau gerade nicht sagen kann. Seit die Stadt vom Verkehr mit Polen getrennt ist, ist sie tot. Man lebt dort vom Andenken. Alle Sätze beginnen entschuldigend mit: „Früher . . .“ Man ist müde und ergeben. (Einen Verkehrsschutzmann auf der Straße sah ich, wie er einem Radfahrer winkte, geradeaus zu fahren, aber der bog nach rechts ein. Der Schutzmann war gar nicht empört, er zuckte nur die Achseln, ein Sinnbild.) Das Publikum ist nicht gerade interessant. Die Leute heißen dort: Berliner, Hamburger, Frankfurter, Regensburger und so. Sie sind von auswärts gekommen, auf einer Durchgangsstation; man wird sie demnächst in Berlin sehen.

Ganz anders wie in Hamburg, wo die Alteingesessenen ins Kabarett gehen und gar nicht steif sind. Im Kabarett ist es dunkel, und der Hamburger ist nur steif, wenn er gesehen wird. Er hat Würde und weiß sie zu wahren. Selbst im Regen. Und in Hamburg regnet es immer. (Es gibt sechs Sorten Niederschläge hier: prickelnder Regen, strömender Regen, Rieselregen mit Schnee, Schneegestöber, leichter Schnee mit Hagel und Hagel solo.) Der Hamburger denkt auch im Kabarett, ohne das jedoch übertreiben zu wollen. Bisweilen macht er sogar scharmante Zwischenrufe, aber die Distanz wahrt er gern: man wird angestaunt wie bei Hagenbeck, aber man hat etwas Suspektes. (So: Seiltänzer.) Mitunter ist diese Distanz, der man durch Selbstgefühl ein eigenes Vorzeichen geben und sie dadurch zum Respekt machen kann, bedeutend sympathischer als Anbiederung. Die reizendste habe ich in Kissingen erlebt. Da existiert ohne jeden zwingenden Grund ein Kabarett. Man weiß es, aber man nimmt keine Notiz davon: im Durchschnitt kommen zehn oder zwölf Leute. Eines Abends saß ganz vorne an der Bühne ein älteres Ehepaar, putzte abwechselnd Brille, Lorgnon und Nägel, hörte zu und verzog zwei Stunden lang nicht eine Miene. Am nächsten Morgen auf der Promenade kamen sie mir entgegen, stießen sich an, traten auf mich zu, strahlend, und riefen: „Nein, Sie müssen wir kennenlernen; wie wir im Kabarett über Sie gelacht haben! Sie haben doch auch die ‚Jüdischen Miniaturen‘ herausgegeben! Wissen Sie keine neuen jüdischen Witze?“

Kissingen liegt in Bayern. Bayern ist verschrien, hauptsächlich aber München, das man die dümmste Stadt Deutschlands nennt. Ich habe nichts davon gemerkt: im schönsten, sauberst und künstlerischst geführten Provinzkabarett Deutschlands, in der „Bonbonnière“ des Hans Gruß, fand ich das netteste, besterzogene Publikum. Auf Aktualitäten fliegend, politisch vorurteilslos, liebenswürdig und mit dem steten Willen, froh zu sein. (Die wichtigste Wechselwirkung: das Kabarett will ernst genommen werden und ist gut; das Publikum, glücklich über ein gutes Kabarett, nimmt es ernst.)

Provinzerfahrungen? Ich habe keine. Ich will keine haben. Ich pfeife auf Erfahrungen. Die Provinz ist so, wie ich sie sehe: immer so, daß ich sie lieben muß. (Und wenn es auch erst ein paar Monate später ist.)

Sogar Mannheim, die Stadt meiner ersten Briketterinnerungen, liebe ich. Aber ich möchte dort nicht auftreten. Meine Familie, Menschen in achtbarer Position (in sozialer Stellung, wie ein Onkel zu sagen pflegt, der Konsul von Panama ist), meine Familie könnte es mir verübeln. Wenn auch eine leichte Wendung bereits eingetreten ist; denn eine Kusine sagte mir vor kurzem: „Du, ich war nun neulich doch in einem Kabarett: in Frankfurt. Das ist ja gar nicht so schlimm. Es war sogar sehr schön; ich verstehe gar nicht, wie die Leute immer sagen können, daß du unter'n Schlitten gekommen bist!"

IM KLIMA DER MODE

Von

HELEN GRUND

Der Hunger und die Liebe sind in Frankreich keine Probleme, sondern Vorwände zu Genüssen.

Katholisch, das heißt bescheiden gegenüber dem Ewigen, bleibt das etwa Grüblerische immer in Beziehung zur Wirklichkeit.

Von der Vernunft in die Grenzen und den Bogen der Lebensdauer resigniert, meidet man instinktiv als zeitraubend das Streben nach Originalität, diese verkappte und überschätzte Verkleidung eines Geistes, der zu der brutalen Bewegung des Umsturzes Lust hat.

So, aus dem Zickzack des „Verachtens und Ersehnens" erlöst, in dem willigen und vertrauenden Hinnehmen und Weiterreichen der Tradition, hat ein Volk Zeit, ganz geistreich und ganz terre à terre sich mit dem Ausbau des Gegebenen zu beschäftigen, mit dem Trost der Genüsse, mit der Variation des Details.

*

Nirgends wie in Paris ist die Lust am Geschmack unter nationalem Schutz.

Der glückliche Verlauf von Anreiz und Erfüllung, die Mitte zwischen dem Bekömmlichen und dem Entzückenden zu finden, ist nicht Ehrgeiz einzelner Raffinierter, sondern Talent aller Klassen.

Man ehrt die Gesetze des Appetites, pflegt sie, ist mit ihnen einverstanden und vertraut.

Die Mode ist der Apéritif des Liebegenusses.

Sie ist nur echt in Paris, wo sie geschaffen wird.

*

Gerade die großen schöpferischen Kunstwerke der Pariser Mode zu exportieren, bleibt ein Risiko. Sie isolieren in einem fremden Milieu die Frau, die sie trägt.

Hier ist sie beiden Geschlechtern gleich bedeutungsvoll.

Hier ist das Tempo ihres Wandels begreiflich.

Mit Vorsicht behandeln ihre Schöpfer den Hang zur lieben Gewohnheit.

Wie in langsamer Liebkosung weist man im Laufe der Jahre auf immer neue Ausgangspunkte der Lust.

Man hat keine Eile. Immer noch gibt es rosige Seidenbeine, nackte Arme und Nacken, sichtbare Achselhöhlen, deutliche Formen zwischen Kniekehle und Kreuz.

Was nun? Was heute? — Wendet sie uns wieder zur Mitte, zur Front?

Der abendliche Ausschnitt ist von vorn nicht verändert, aber vom Handgelenk hinauf hat die Nacktheit des Armes bis weit über die Schulter Raum gewonnen. Das Profil der ansetzenden Brust ist frei und die Linie, die sie der Schulter zuhebt.

Und: unter Gürtelschnallen, gestickten Motiven, spitzgeschnittenen Winkeln sind Falten eingelegt, die die Schlankheit nicht beeinträchtigen, aber die Schreitende, die Sitzende hat auf einmal wieder zwei Schenkel, die sich trennen.

*

Man könnte in lächerliche Irrtümer verfallen, wollte man die Mode von anderen als französischen Begriffen her beurteilen. Es ist auch nicht ratsam, sich einiger typischer Arrangements zu erinnern und sie aus dem Gedächtnis kopieren zu wollen.

Nicht anders wie bei einem Gedicht um die Silbe, handelt es sich hier um den Zentimeter.

Die neueste Mode bringt schmale Kleider mit chemisettehaftem Ausschnitt, in dem Lingerie zum Vorschein kommt. Das ist hübsch und sanft und frisch. Aber begriff man auch, daß die Quermaße so geordnet sind, daß im Schreiten die Höhe der Brust bald innerhalb, bald außerhalb der begrenzenden Linie liegt?

Oder: ein Garçonnekleid. Unter einer verschleiernden Oberschicht, vom tiefen Gürtel herkommend, hängt ein farbig gedämpftes Bandeaux. Wie irreführend wäre hier ein bloßes Geschmacksverständnis. Sicher ist es auf alle Fälle eine graziöse Teilung des Kleides, aber spürte man auch die sensible Kunst, die dazu gehörte, um diese intime und diskrete Andeutung einer Männlichkeit nicht zu einer Lächerlichkeit zu machen?

THE CYCLE OF A CORAL REEF.

BLOSSOMS OF STONE AND FISH OF FLAME.*)

BY FRANK HURLEY.

I am seated 'neath palmy shade on a high dune looking over the flats of Dauko and the emerald shallows of my coral lagoon. A south east Zephir fans the calm rippling wavelets along the beachrustling the shells in soothing lullaby. Yonder the swell of the old Pacific foams the reef, wafting a time—old anthem—a song of Empire. The breeze, a care-free rover, whispers a lure to the heart, as he tarries to wave the fronds that shelter me, in greeting, ere he goes.

We came here in a native canoe with a crew of six burly fellows who sailed us from the jetty at Port Moresby out into the churning, open sea. The local crafts of Hanauabada village are remarkable for their sailing, and the natives for their adroitness in handling them. The canoe is a hollow dug-out, thirty to forty feet long, to which is attached an outrigger by means of a number of spreader poles.

The least breeze moves the craft along, and even in the highest winds the canoes are remarkably sea worthy. The sails are seldom reefed and the canoe is saved from overturning by the crew balancing their weight on the outrigger against the wind pressure on the sails.

Dauko is much the same as any coral island, a plain expanse of coral sandrock, eroded by the waves into a phantastic shore, with here and there a gap spanned by silvery sands. The breeze sways the straggling palms scattered along the foreshores and all around is an emerald sea, that flashes sapphire, turquoise, opal, until the evening comes and flares it gold. Even now, as I write, the sun dips low. For a moment he loiters on the rim, as if to gloat upon the blazonry of his trail, and then with grand pomp, sets below to waken other lands. The

*) Aus *Frank Hurleys* Buch: *„Pearls and Savages"*. Verlag G. P. Putnam's Sons, London und New York. (Auszug mit gütiger Erlaubnis des Verlages.)

heavens flame with rosy splendour; the wavelets like ripples from a furnace lake, gild the beach. Fainter, feebler, fades the afterglow; then the world grows grey.

Friday's fire burns homely on the beach; the palms throw silhouettes against the star-studded night, and the canoe, with my strange companions, comes home. Our couch is the coral sand; our roof the glittering heavens; our lamp the moon, that raises her crescent above the palms. The native gather round the camp fire, and we talk to them of cities, people, and so-called civilization. They listen fascinated, and wish to see it all.

Eight P. M.; and in the shelter of a wind screen made by the sails of the giddy canoes, under the star-studded canopy of heaven, we talk to the natives of the white people and their busy lives on the other side of the world, of their far-off wonders, of their shops and houses.

Eight P. M.... The cities are flocking to theatres and cinemas to gaze upon shadows... shadows of things being acted; and here on Dauko we are living a real life, free and happy. All this; and on the other side, life in a city flat! Good Heavens! What a contrast! One wonders if our civilization is all that we think it is. If I were a savage without ambition, which after all accounts for most of the miseries of life, I would not seek to be more than that — a wild, free child of nature rather than a serf of civilization.

The fire burns. My native brothers listen hypnotized to the incredible tales of great cities and moving pictures, theatres and traffic jams. The sea laps softly on the beach...

*

My coral garden is a small one; but a mile or two square — scarcely worth considering amongst the thousands of square miles which fringe the Queensland coast for a distance of over twelve hundred miles. Yet in every square foot, nay in every square inch, there is more wonder and beauty, than one ever dreamt Creation held. You can walk from Dauko shore waist deep through tepid waters of crystal sapphire, and tread the paths of silver sand amongst the coral beds. You hold your breath in wonder. The glorious flower garden, with it's million blooms, and its gay birds, is second to the dream-land around. Underfoot shoals of dazzling hued fishes dart in flashing showers to the safe retreat of the coral antlers and grottos. Look at the myriads of timid little eyes staring back at you. The coral clump is their home, you may even break it off and lift it from the water. Yet the tiny fishes will not vacate their refuge.

Here is a garden of madrepore corals of every tint that autumn knows. There are clumps of delicate pink, bright blue and verdant green. It is so frail as to break at the slightest touch. Yes, but on over yonder along the reef edge there are sturdier corals so hard that they can scarcely be chipped with a hammer. They flourish best where the surf breaks over them unceasingly, under conditions that would destroy the most powerful works of man.

H. M. Pechstein

DERAIN: GEDANKEN EINES MALERS

Mitgeteilt von

ANDRÉ BRETON

Dem Bande „Künstlerbekenntnisse", den Paul Westheim im Propyläen-Verlag erscheinen läßt, entnehmen wir folgende Ausführungen:

7. November. Derain in seinem Atelier. Über die Einleitung kommen wir sehr rasch hinweg. Ich lobe eine Leinwand, die eine Wildschweinjagd darstellt (für die Wohnung des Nordpolforschers Nansen bestimmt). Derain ist nicht ganz zufrieden damit: er vermißt den lyrischen Einschlag. Man müsse tief in das Leben der Dinge eingedrungen sein, die man malt. Die Form um der bloßen Form willen sei ohne jedes Interesse.

— Wenn ich mit jemand spreche, was weiß ich dann von der Form dessen, mit dem ich spreche? Nur seine zu mir hingespannten Sinne kommen in Frage; diese Spannung allein vermittelt mir einen lebendigen Eindruck. Das führt keineswegs dazu, nur den Menschen zu malen, ohne — einen Menschen malen zu können: die individuellen Unterschiede bleiben bestehen. Die Malerei kann keine höhere Ähnlichkeit beanspruchen. Die Form muß die Funktion erklären; jenseits der Sinne gibt es nichts zu suchen. Das Leben eines Baumes ist ein Mysterium, das keinem Maler zu durchdringen gegeben ist. Vielleicht hat nur Henri Rousseau sich darüber Gedanken gemacht, aber er bevorzugt zu sehr das einzelne Blatt auf Kosten des Ganzen. Auf Jahrmärkten wird ein Spielzeug feilgeboten, dessen Sinn darin besteht, einen Ring aus einem vielfach gewundenen, labyrinthisch verschlungenen eisernen Draht herauszubekommen. Das Problem, das diesem Spielzeug zugrunde liegt, ist dasselbe, das dem Leben eines Baumes zugrunde liegt (es gewinnt der Maler, der den Ring freibekommt) oder das dem Leben des unbewegten Dinges zugrunde liegt: wer dürfte sich wohl damit brüsten, die Bewegung eines Stoffes begriffen zu haben (Unbewegtheit = absolute Bewegung). Alles Sinnfällige spielt eine Rolle für mich; es wäre naiv oder scheinheilig, wenn ich nicht alles auf mich bezöge. Derain meint damit nur das physische Leben. Die Wissenschaft, die ihn am meisten fesselt, ist die Naturgeschichte. Ich pflanze eine Bohne in die Erde, und daraus entstehen zehn Schößlinge, ohne daß ich ein Werkzeug zu Hilfe nehme: ist das nicht wunderbar?

André Derain — Radierung

Nehmen wir eine Kugel. Die Maler haben sie immer nur als einen Kreis betrachtet, haben davon immer nur eine mathematische Darstellung gegeben. Trotzdem weist sie wichtigere Eigenschaften auf: sie rollt, wenn man sie berührt; schwankt leise. Bisweilen ist sie elastisch, schnellt empor. Was habe ich eigentlich von einer Kugel ausgesagt, wenn ich ihre Rundheit betone? Es handelt sich

wirklich nicht darum, den bloßen Gegenstand zu malen, sondern die Tugenden dieses Gegenstandes, im antiken Sinn des Wortes.

So einfach sie auch ist, hebt eine solche Einstellung die Welt aus den Fugen konventioneller Gepflogenheiten. Die Psychologie, die medizinische Wissenschaft kommen dabei auf ihre Rechnung. Die Vertreter der modernen Biologie mit ihrem Mikroskop erinnern an die Astrologen mit ihrem Fernrohr. Die Bakterien, die man als Tiere betrachtet, können als Kräfte angesprochen werden, ganz wie die astralen Emanationen. Eines Tages wird der Arzt eine Krankheit schon aus den Gesichtszügen des Kranken diagnostizieren können: ein Hinkender weist notwendig in seinem Gesicht einen hinkenden Zug auf. Aber eine übertriebene Weisheit könnte den Frieden der Welt in Frage stellen: die Alten wußten um manche dieser Geheimnisse, und vielleicht hat man die alexandrinische Bibliothek nur deshalb in Brand gesetzt, um einer großen Gefahr zu begegnen. Heute bemühen wir uns, hinter jene der Vergessenheit anheimgefallenen Geheimnisse zu kommen.

Derain spricht mit Hingabe von jenem weißen Punkt, mit welchem manche Stillebenmaler des 17. Jahrhunderts, Vlamen und Holländer, eine Vase, eine Frucht ausstatteten. Dieser immer auf eine geheimnisvolle und bewunderungswürdige Weise hingesetzte Punkt muß ihnen selber entgangen sein. Er steht nämlich in keinerlei Beziehung zur Farbe des Gegenstandes oder zu seiner Belichtung, und nichts rechtfertigt sein Dasein vom Standpunkt der Komposition (man weiß wohl, daß die betreffenden Künstler in den alchimistischen Laboratorien ein und aus gingen). Diese Beobachtung ist von einer kapitalen Wichtigkeit. Wenn man des Nachts eine Kerze anzündet und sie dem Auge entrückt, bis es nur mehr die bloße Flamme unterscheidet, so entgehen einem sowohl die Formen dieser Flamme als auch die trennende Distanz. Sie ist nur noch ein weißer Punkt. Der Gegenstand, den ich male, das Wesen, das ich vor mir habe, wird erst dann lebendig, wenn jener weiße Punkt auf ihm in die Erscheinung tritt. Die Kerze an die richtige Stelle zu setzen, das ist alles.

Warum sollte man unter diesen Bedingungen den Rahmen aus schwarzer Pappe nicht zeichnen, der sich von der weißgetünchten Wand abhebt? Der Maler kommt langsam dahin, sein Modell durch eine ganze Anzahl einander ähnelnder rechtwinkliger Rahmen zu betrachten, bei denen nur Dimension und Farbe verschieden sind. (Die erste Sorge aller derer, die jemals Bilder besaßen, war, sie einrahmen zu lassen.) Wie könnte einer sonst, ohne diesen Kunstgriff, den Himmel malen, der sich nach allen Seiten hin über ihm erstreckt? Der Fall von Matisse ist ziemlich erbaulich: er malt sich jetzt in seinen Bildern, indem er sich in Gedanken hinter sich selber versetzt. Aber nicht darum ist Derain versucht, den schwarzen Rahmen zu zeichnen. Es ist wichtig, etwas zu beweisen, zu demonstrieren, und der Rahmen tut es nicht. Wenn ich ihn als etwas anderes hinstelle als das Bild dessen, wohin ich strebe, Tod und Vollendung, so wird er zu einem satanischen Zeichen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir gezwungen sind, uns mit der Materie abzufinden. Ihre Bedeutung besteht darin, daß wir an ihr verzweifeln, daß nur die Verzweiflung fruchtbar ist (wir erwählen die Kunst nur als ein Mittel der Verzweiflung). Das hat Renoir besser verstanden als Cézanne: von welcher Seite man auch an ihn herangeht, er hält der Untersuchung stand. Derain hält Corot für eine der genialsten Erscheinungen des Abendlandes. Man ist nicht entfernt in der Lage, das Mysterium seiner Kunst zu erschöpfen. Cézanne dagegen hängt nur an einem Faden. Seine Malerei hat etwas Schmeichelndes wie der Puder auf den Wangen. Dieser Mann, mit dem sich die ganze Welt beschäftigt, hat sich vielleicht vollkommen getäuscht.

Alles was die Ägypter, die Griechen, die Italiener der Renaissance geleistet haben, bleibt bestehen. Soundso viel Werke der Moderne bleiben nicht bestehen. Das eine ist, das andere ist nicht. Wir rechnen nicht genügend mit der Epoche, in der wir leben. Jenen, die darauf hinweisen werden, daß das eigentlich nicht die Gedanken eines Malers sind, kann man antworten, daß es

Picasso

heute unmöglich ist, andere zu haben. Oder erbietet sich überhaupt noch jemand, einen „natürlichen" Menschen ausfindig zu machen?

Derain ist kein Subjektivist. Er leugnet, daß ein aus zusammengewürfelten Linien bestehendes Bild schön erscheinen könne. Die drei Kurven, die ich vor mir habe, vermitteln mir nur darum eine Empfindung, weil sie zusammen das zodiakale Zeichen des Löwen bilden. Dasselbe kann man von den Buchstaben des Alphabetes aussagen. Das Satzbild einer Bücherseite ist unerhört verwirrend, wenn man denkt, daß es sich bisweilen in Handlung umsetzt. Derain räumt ein, daß die Sprache (sowohl die des malenden als die des schreibenden

Menschen) eine bloße Konvention ist, aber er glaubt nicht, sich darüber hinwegsetzen zu dürfen. Als er eingeladen worden war, sich über ein Projekt von Picabia auszusprechen: zwanzig Kugeln in der Ecke eines Billards anzusammeln, sie mit einer einzigen Bewegung auf dem grünen Tuch vorwärts zu stoßen, das so erreichte Resultat zu photographieren und zu zeichnen, hielt er sich zurück. Denn das ist eher eine magische Operation denn ein Kunstwerk. Um daraus Schlußfolgerungen ziehen zu dürfen, müßte man, sobald sich die Kugeln verlaufen haben und wieder unbewegt sind, mehrere Klischees davon anfertigen und sie untereinander vergleichen.

Derain räumt gern ein, daß alles Provozierende aus seinen letzten Werken ausgeschlossen ist. Übrigens will er es so. Die „Verzerrung der Formen" seiner Frühzeit hatte ihren Grund im Rhythmus, den der Maler befolgen mußte. (Der vom Rumpf getrennte Kopf kann rund sein, sobald man ihn aber auf die Schultern setzt, verlängert er sich. Die Konturen des Kopfes müssen dem Maler genügen, um die Augen, den Mund, ohne sie eigens zu zeichnen, in die Erscheinung treten zu lassen.) Aber Derain meint auch, der Lyrismus verlange es, daß die Tasse größer sei als der Schrank, daß das Fabrikgebäude die ganze Landschaft enthalte. Heute glaubt er jedem einzelnen Gegenstand seinen überkommenen Platz anweisen zu müssen. Der wahrhaft lyrische Mensch ist derjenige, der lügt. *(Deutsch von B. Guillemin.)*

WARNUNG

Von

JULES LAFORGUE

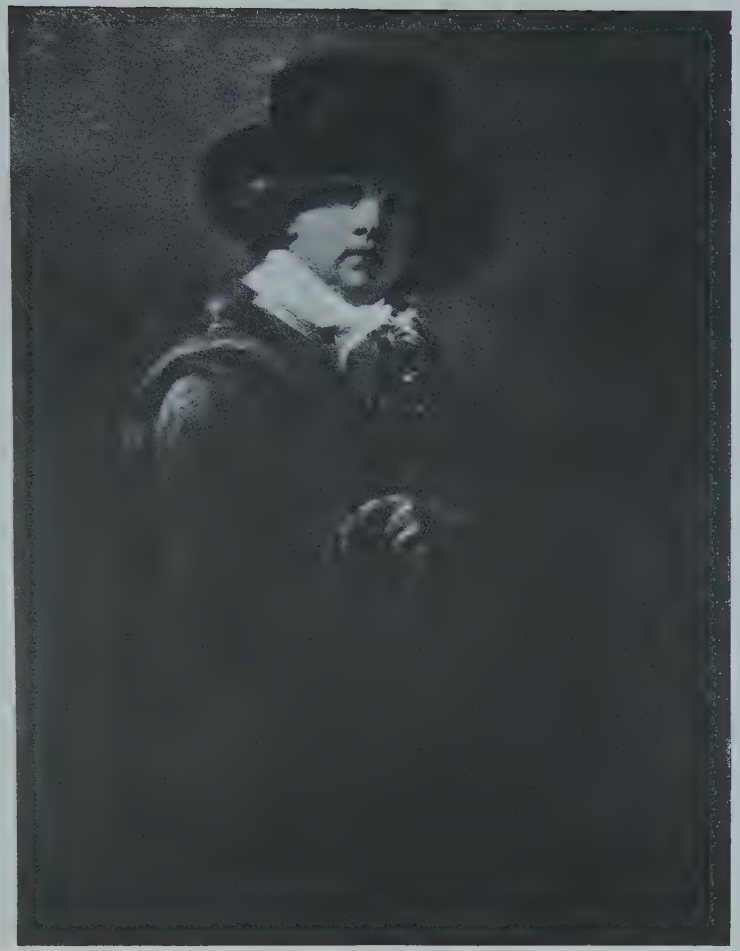
Mein Vater (hart aus Schüchternheit)
Starb mit einem strengen Gesicht;
Meine Mutter kannte ich beinahe nicht, —
So kam der zwanziger Jahre Zeit.

Ich gerierte mich stolz als Literatist,
Aber die Sphinx der Wahrhaftigkeit
Machte an meiner Seite sich breit:
„Mein Kleiner, wann endest du diesen Mist. . ."

Ich fand mich selbst nicht zur Ehe bereit,
Zuletzt, im Grunde, war ich Verächter,
Sie war mir zu sanft, ich wünschte sie schlechter, —
Und dann der Ekstasen Unfruchtbarkeit. . .

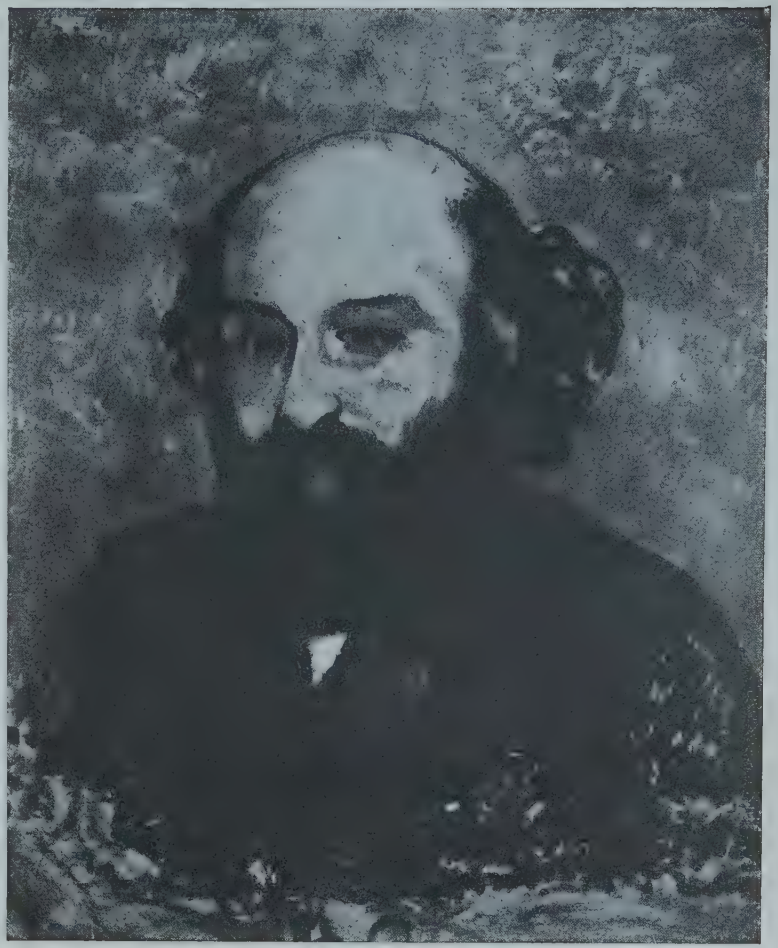
Deshalb leb ich so hin, ohne Sinn. . .
Ein Fähnchen im Wind von dreißig Jahren,
Mit einem seriösen Durchschnittsgebaren. . .
— Meine Lieben, mög dies euch vor Gleichem bewahren.

Übertragen von Walter Petry



Kiel, Schleswig-Holsteinischer Kunstverein

Heinrich Füger



Berlin, Hugo Perls

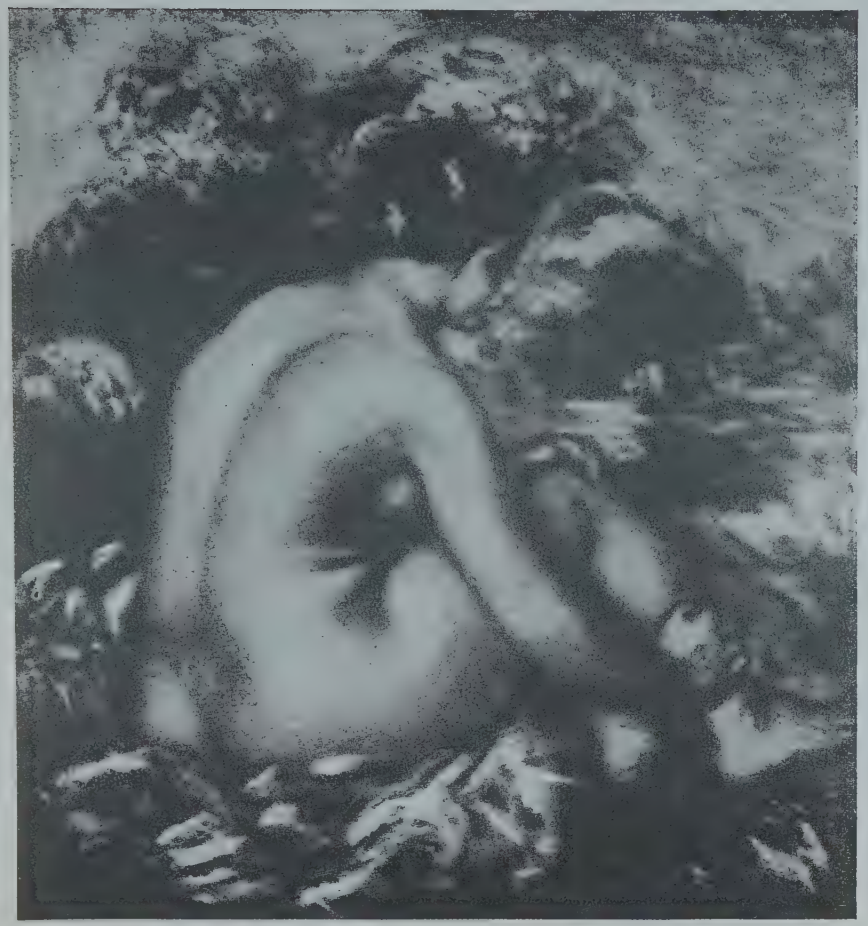
Paul Cézanne

Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Nähende Frau

Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Spielendes Mädchen



Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Badende

Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Blumenstilleben

Jubiläumsausstellung Düsseldorf 1925

Max Clarenbach, Sauerland

Photo Galerie Flechtheim

Walter Bondy, Bei Sanary

STIERKAMPF

Von

ERNEST HEMINGWAY

Manuel Garcia stieg die Treppen zu Don Miguel Retanas Bureau hinauf. Er setzte seinen Suitcase ab und klopfte gegen die Tür. Keine Antwort. Manuel, der auf dem Treppenabsatz stand, fühlte, daß jemand im Zimmer war. Er fühlte es durch die Tür hindurch.

„Retana", sagte er und horchte.

Keine Antwort.

Bestimmt ist er drin, dachte Manuel.

„Retana", sagte er und bumste gegen die Tür.

„Wer ist da?" sagte jemand im Bureau.

„Ich bin's, Manolo", sagte Manuel.

„Was willst du?" fragte die Stimme.

„Arbeit will ich", sagte Manuel.

Irgend etwas in der Tür schnappte ein paarmal, und sie flog auf. Manuel trat ein, seinen Suitcase in der Hand.

Hinter einem Tisch an der entgegengesetzten Seite des Zimmers saß ein kleiner Mann. Über seinem Kopf befand sich ein von einem Madrider Präparator ausgestopfter Stierkopf. An den Wänden hingen gerahmte Photographien und Plakate von Stierkämpfen.

Der kleine Mann saß da und sah Manuel an.

„Ich dachte, sie hätten dich getötet", sagte er.

Manuel klopfte mit den Handknöcheln auf den Tisch. Der kleine Mann saß da und sah ihn über den Tisch hinweg an.

„Wie viele Corridas hast du dies Jahr gehabt?" fragte Retana.

„Eine", antwortete er.

„Nur diese eine?" fragte der kleine Mann.

„Ja, das war alles."

„Ich hab' in den Zeitungen davon gelesen", sagte Retana. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah Manuel an.

Manuel sah zu dem ausgestopften Stier auf. Er hatte ihn oft genug gesehen. Er fühlte ein gewisses Familieninteresse für ihn. Vor etwa neun Jahren hatte er seinen Bruder, den Vielversprechenden, getötet. Manuel erinnerte sich des Tages. Auf der Eichenplatte, auf die der Kopf aufmontiert war, befand sich ein kleines Messingschild. Manuel konnte es nicht lesen, aber er dachte sich, daß es zum Gedächtnis seines Bruders angebracht war. Ach ja, er war ein guter Junge gewesen.

Das Schildchen besagte: „Der Stier Mariposa des Herzogs von Veragua, der 27 Varas für 11 Caballos annahm und am 27. April 1909 den Tod des Antonio Garcia, Novillero, verschuldete."

Retana sah, wie er den ausgestopften Stierkopf betrachtete.

„Es wird einen Skandal geben mit dem, was mir der Herzog für Sonntag geschickt hat", sagte er. „Sie sind alle schlecht in den Beinen. Was sagt man denn im Café dazu?"

„Ich weiß nicht", sagte Manuel. „Ich bin gerade erst angekommen."

„Ach ja", sagte Retana. „Du hast ja auch noch deinen Koffer."

Während er sich zurücklehnte, sah er Manuel hinter dem großen Tisch hervor an.

„Setz dich", sagte er. „Nimm deine Mütze ab."

Manuel setzte sich; jetzt, wo er die Mütze abgenommen hatte, sah sein Gesicht ganz verändert aus. Er war blaß, und die Coleta, die so nach vorne gekämmt war, daß man sie unter dem Hut nicht sah, gab ihm ein seltsam fremdes Aussehen.

„Du siehst nicht gut aus", sagte Retana.

„Ich bin gerade aus dem Krankenhaus gekommen", sagte Manuel.

„Ich hatte gehört, sie hätten dir das Bein abgenommen", sagte Retana.

„Nein", sagte Manuel. „Es ist wieder ganz in Ordnung."

Retana beugte sich vor über den Tisch und schob Manuel eine hölzerne Zigarettenbox hinüber.

„Nimm eine Zigarette", sagte er.

„Danke."

Manuel zündete sie an.

„Rauchst du nicht?" fragte er und bot Retana das Zündholz.

„Nein", Retana winkte mit der Hand. „Ich rauche nie."

Retana beobachtete ihn, während er rauchte.

„Warum nimmst du nicht eine Stellung an und arbeitest?" fragte er.

„Ich will nicht arbeiten," sagte Manuel, „ich bin Stierkämpfer."

„Es gibt keine Stierkämpfer mehr", sagte Retana.

„Ich bin ein Stierkämpfer", sagte Manuel.

„Ja, solang du drin bist", sagte Retana.

Manuel lachte.

Retana saß da, sagte gar nichts und sah Manuel an.

„Ich kann dich in einem Nocturno rausbringen, wenn du willst", sagte Retana.

„Wann?" fragte Manuel.

„Morgen nacht!"

„Ich mag aber nicht für irgendwen einspringen", sagte Manuel. Auf die Weise wurden sie alle getötet. Auf die Weise war Salvador getötet worden. Er klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch.

„Ja, sonst habe ich nichts", sagte Retana.

„Warum nimmst du mich nicht für nächste Woche?" schlug Manuel vor.

„Du würdest nicht ziehen", sagte Retana. „Sie wollen jetzt nur immer Litri und Rubito und La Torre. Die Jungens sind richtig."

„Sie würden schon kommen, um mich zu sehen", sagte Manuel hoffnungsvoll.

„Nein, sie würden eben nicht. Sie wissen gar nicht mehr, wer du bist."

„Ich bin jetzt aber sehr gut in Form", sagte Manuel.

„Ich biete dir an, dich morgen nacht herauszubringen", sagte Retana. „Du kannst mit dem jungen Hernandez arbeiten und zwei Novillos töten, nach den Charlots."

„Wessen Novillos?" fragte Manuel.

„Ich weiß nicht. Was sie so gerade in der Hürde erwischt haben. Was die Tierärzte untertags nicht durchlassen."

„Ich mag nicht einspringen", sagte Manuel.

„Das kannst du machen, wie du willst", sagte Retana. Er beugte sich über seine Papiere. Er war nicht länger interessiert. Das Gefühl, das Manuel für eine Minute in ihm erweckt hatte, als er der alten Zeiten gedachte, war verflogen. Er hätte es ganz gern gesehen, wenn er für Larita eingesprungen wäre, weil er ihn billig hätte haben können. Er konnte auch andere billig haben. Trotzdem

hätte er ihm gern geholfen. Immerhin, er hatte ihm eine Chance gegeben. Jetzt lag es an ihm.

„Wieviel kriege ich?" fragte Manuel. Er spielte noch mit dem Gedanken, abzulehnen. Dabei wußte er, daß er nicht ablehnen konnte.

„Zweihundertfünfzig Pesetas", sagte Retana. Er hatte an fünfhundert gedacht, aber als er den Mund aufmachte, sagte dieser zweihundertfünfzig.

„Villalta zahlst du siebentausend", sagte Manuel.

„Du bist auch nicht Villalta", sagte Retana.

„Das weiß ich", sagte Manuel.

„Der zieht, Manolo", sagte Retana als Erklärung.

„Sicher", sagte Manuel. Er stand auf. „Gib mir dreihundert, Retana."

„Gut", stimmte Retana zu. Er griff in die Schublade nach einem Papier.

„Kann ich fünfzig gleich haben?" fragte Manuel.

„Sicher", sagte Retana. Er nahm eine Fünfzig-Peseten-Note aus seiner Brieftasche und legte sie ausgeglättet auf den Tisch.

Manuel nahm sie und steckte sie in die Tasche.

„Wie wär's mit einer Quadrilla?" fragte er.

„Da hab' ich die Jungens, die immer nachts für mich arbeiten", sagte Retana. „Die sind ganz ordentlich."

„Und wie ist's mit Picadors?" fragte Manuel.

„Da gibt's nicht viele", gab Retana zu.

„Einen guten Pic kann ich haben", sagte Manuel.

„Dann hol' ihn dir doch", sagte Retana. „Geh und hol' ihn dir."

Hans Gassebner

„Aber nicht von dem hier", sagte Manuel. „Ich kann von fünfundsechzig Duros nicht noch eine Quadrilla bezahlen."

Retana sagte gar nichts, sondern sah Manuel nur über den großen Tisch hinweg an.

„Du weißt, ich muß einen guten Pic haben", sagte Manuel.

Retana sagte gar nichts, sondern sah Manuel wie aus weiter Ferne an.

„Es ist nicht recht", sagte Manuel.

Retana sah ihn immer noch an, während er sich in seinem Stuhl zurücklehnte, sah ihn aus weiter, weiter Ferne an.

„Es sind die regulären Pics", schlug er vor.

„Ich weiß", sagte Manuel. „Eure regulären Pics kenn' ich schon."

Retana lächelte nicht. Manuel wußte, es war nichts zu machen. Er sprach zu einem Menschen, der ihm überhaupt nicht mehr zuhörte.

„Wenn du was extra haben willst, so hol' es dir", sagte Retana. „Eine reguläre Quadrilla ist da. Aber bring' dir so viele von deinen eigenen Pics mit, wie du willst. Die Charlotada ist um halb elf zu Ende."

„Gut", sagte Manuel. „Wenn das deine Ansicht von der Sache ist."

„Jawohl, das ist sie", sagte Retana.

„Dann seh' ich dich also morgen nacht", sagte Manuel.

„Ich bin jedenfalls da", sagte Retana.

Manuel nahm seinen Suitcase auf und ging hinaus.

„Mach' die Tür zu", rief ihm Retana nach.

Manuel sah zurück, Retana saß vornübergebeugt da und sah Papiere durch. Manuel zog die Tür zu, bis sie einschnappte.

Er ging die Treppe hinunter und trat durch die Haustür in die heiße Helle der Straße hinaus. Es war sehr heiß auf der Straße, und das Licht auf den weißen Häusern blendete ihn beinah. Er ging auf der Schattenseite der Straße gegen die Puerta del Sol hinunter. Er fühlte den Schatten fast körperlich und kühl wie fließendes Wasser. Beim Überschreiten einer Seitenstraße strömte ihm jedesmal eine Hitzwelle entgegen. Unter all den Leuten, denen er begegnete, traf Manuel nicht einen Bekannten.

Unmittelbar vor der Puerta del Sol betrat er ein Café.

In dem Café war es ganz ruhig. An gegen die Wand gerückten Tischen saßen ein paar Männer. An einem Tisch spielten vier Männer Karten. Die meisten saßen gegen die Wand gelehnt und rauchten, vor ihnen auf den Tischen standen leere Kaffeetassen und Likörgläser. Manuel ging durch den ganzen langen Raum hindurch bis in ein kleines Hinterzimmer. Ein Mann saß an einem Tisch in einer Ecke und schlief. Manuel setzte sich an einen der Tische.

Ein Kellner kam und stellte sich neben Manuels Tisch.

„Haben Sie Zurito gesehen?" fragte Manuel ihn.

„Vor Tisch war er da", antwortete der Kellner. „Jetzt kommt er vor fünf nicht zurück."

„Bringen Sie mir etwas Kaffee und Milch und einen Schluck von dem Gewöhnlichen", sagte Manuel.

Der Kellner kam zurück mit einem Tablett, auf dem ein großes Kaffeeglas und ein Likörglas standen. Mit der linken Hand trug er eine Schnapsflasche. Er setzte alles mit einem Schwung auf den Tisch, und ein Pikkolo, der ihm gefolgt war, goß Kaffee und Milch aus blank geputzten Kannen mit langen Henkeln in das Glas.

Manuel nahm die Mütze ab, und der Kellner bemerkte das nach vorn gekämmte Zöpfchen auf seinem Kopf, gab dem Pikkolo einen Wink, während er den starken Schnaps in das kleine Glas neben Manuels Kaffeegedeck goß.

„Kämpfen Sie hier?" fragte der Kellner, während er die Flasche wieder zukorkte.

„Ja," sagte Manuel, „morgen."

Der Kellner stand da und hielt die Flasche auf eine Hüfte gestützt.

„Bei den Charlie Chaplins?" fragte der Kellner. Der Pikkolo sah verlegen zur Seite.

„Nein. Bei dem Gewöhnlichen."

„Ich dachte, sie wollten Chaves und Hernandez nehmen", sagte der Kellner.

„Nein. Ich und noch einer."

„Welcher? Chaves oder Hernandez?"

„Hernandez, glaube ich."

„Was ist denn mit Chaves los?"

„Er ist verwundet worden."

„Woher wissen Sie das?"

„Retana."

„Du, Loois," rief der Kellner in das nächste Zimmer, „Chaves hat Cogida gekriegt."

Per Krohg

Manuel hatte Zucker in den Kaffee getan. Er rührte um und trank ihn hinunter. und süß, heiß und wärmend rann er in seinen kalten Magen. Er goß auch den Schnaps hinunter.

„Geben Sie mir noch einen Schluck von dem da", sagte er zu dem Kellner.

Der Kellner entkorkte die Flasche und goß das Glas voll, wobei eine ganze Menge in den Untersatz überlief. Inzwischen war noch ein anderer Kellner an den Tisch gekommen. Der Pikkolo war gegangen.

„Ist Chaves schwer verletzt?" fragte der zweite Kellner Manuel.

„Ich weiß nicht", sagte Manuel. „Retana hat nichts davon gesagt."

„Was der sich schon drum kümmert", sagte der große Kellner. Manuel hatte ihn vorher nicht gesehen, er mußte gerade hereingekommen sein.

„Wenn du hier in der Stadt mit Retana gut stehst, bist du ein gemachter Mann", sagte der große Kellner. „Wenn du nicht gut mit ihm stehst, kannst du ebensogut hingehen und dich totschießen."

„Ganz recht hast du," sagte der andere Kellner, der hereingekommen war. „du hast vollkommen recht damit."

„Natürlich hab' ich recht", sagte der große Kellner. „Ich weiß schon, was ich sage, wenn ich von dem Vogel spreche."

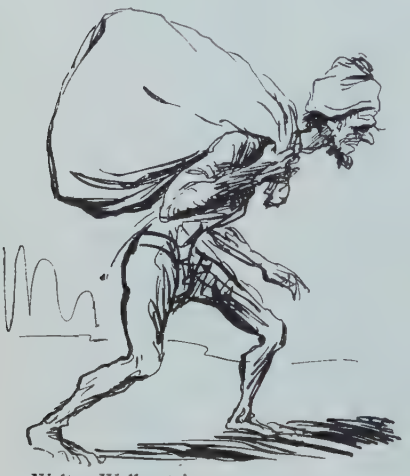
„Sieh dir an, was er für Villalta getan hat", sagte der erste Kellner.

„Und das ist noch lange nicht alles", sagte der große Kellner. „Sieh dir an, was er für Marcial Lalanda getan hat. Sieh dir an, was er für Nacional getan hat."

„Recht hast du, mein Junge", stimmte der kurze Kellner bei.

Manuel sah sie an, wie sie da vor seinem Tische standen. Er hatte seinen zweiten Schnaps ausgetrunken. Sie hatten ihn vollständig vergessen. Sie nahmen kein Interesse an ihm.

„Guckt euch diese Kamelhorde an", fuhr der große Kellner fort. „Habt ihr jemals diesen Nacional gesehen?"



Walter Wellenstein

„Ich hab' ihn letzten Sonntag geseh'n", sagte der erste Kellner.

„Die reinste Giraffe", sagte der kurze Kellner.

„Was hab' ich Euch gesagt?" sagte der große Kellner. „So sehen Retanas Jungens aus."

„Hören Sie, geben Sie mir noch 'nen Schluck hiervon", sagte Manuel. Er hatte den Schnaps, den der Kellner auf den Untersatz verschüttet hatte, in sein Glas gekippt und trank ihn, während die drei sich unterhielten.

Der Mann in der Ecke drüben schlief immer noch, mit leisen Schnarchtönen beim Einziehen des Atems, den Kopf gegen die Wand gelehnt.

Manuel trank seinen Schnaps. Er fühlte sich auch schläfrig. Es war zu heiß, um in die Stadt zu gehen. Außerdem hatte er dort auch gar nichts zu tun. Er wollte Zurito sprechen. Und während er wartete, wollte er ein bißchen schlafen. Er stuppste seinen Suitcase unter dem Tisch, um sicher zu sein, daß er da war. Aber vielleicht war es besser, ihn unter den Stuhl gegen die Wand zu stellen. Er bückte sich und schob ihn herunter. Dann legte er den Kopf auf den Tisch und schlief ein.

Als er aufwachte, saß jemand am Tisch ihm gegenüber. Es war ein großer Mann mit einem schweren braunen Gesicht wie ein Indianer. Er hatte dem Kellner abgewinkt und saß da, las Zeitung und sah von Zeit zu Zeit auf Manuel, der immer noch schlief, mit dem Kopf auf der Tischplatte. Er las seine Zeitung sehr sorgfältig, formte während des Lesens die Worte mit den Lippen nach. Als es anfing, ihn zu ermüden, sah er Manuel an. Er saß schwer in seinem Stuhl, den schwarzen Cordobahut tief ins Gesicht gezogen.

Manuel richtete sich auf und sah ihn an.

„Hallo, Zurito", sagte er.

„Hallo, mein Junge", sagte der große Mann.

„Ich hab' geschlafen", Manuel rieb sich die Stirn mit dem Handrücken.

„Das scheint mir beinah' auch so."

„Wie gehts im ganzen?"

„Gut. Und bei Dir?"

„Nicht so gut."

Sie schwiegen beide. Zurito, der Picador, sah Manuels weißes Gesicht an. Manuel blickte auf die enormen Hände des Picadors hinunter, die die Zeitung zusammenfalteten, um sie in die Tasche zu stecken.

„Ich möchte dich um einen Gefallen bitten, Manos", sagte Manuel.

Manosduros war Zuritos Spitzname. Er hörte ihn niemals, ohne an seine gewaltigen Hände zu denken. Selbstbewußt legte er sie vor sich auf den Tisch.

„Wollen was trinken", sagte er.

„Sicher", sagte Manuel.

Der Kellner kam, ging und kam wieder. Beim Hinausgehen drehte er sich nach den beiden Männern am Tisch um.

„Was ist los, Manolo?" Zurito setzte sein Glas hin.

„Würdest du wohl morgen nacht zwei Stiere für mich stechen?" fragte Manuel, während er Zurito über den Tisch hinüber ansah.

„Nein", sagte Zurito. „Ich steche nicht mehr."

Manuel sah auf sein Glas herunter. Die Antwort hatte er erwartet; jetzt hatte er sie. Ja, jetzt hatte er sie.

„Es tut mir leid, Manolo, aber ich steche nicht." Zurito sah auf seine Hände.

„Schon recht", sagte Manuel.

„Ich bin zu alt", sagte Zurito.

„Ich hab' ja nur gefragt", sagte Manuel.

Rudolf Großmann

„Ist es das Nocturno morgen?"

„Ja. Ich dachte mir, wenn ich nur gerade einen guten Pic hätte, so könnte ich's schaffen."

„Wieviel kriegst du?"

„Dreihundert Peseten."

„Ich bekomme fürs Stechen mehr."

„Ich weiß", sagte Manuel. „Ich hatte kein Recht, dich zu fragen."

„Warum machst du's eigentlich immer noch weiter, Manolo?" fragte Zurito. „Warum schneidest du dir nicht die Coleta ab, Manolo?"

„Ich weiß nicht", sagte Manuel.

„Du bist fast so alt wie ich", sagte Zurito.

„Ich weiß nicht", sagte Manuel. „Wenn ich nur gerade dabei rauskomme, mehr will ich gar nicht. Ich muß dabei bleiben, Manos."

„Nein, du mußt nicht."

„Doch. Ich habe ja versucht, es aufzugeben."

„Ich verstehe schon, daß es dir schwer fällt. Aber es ist nicht richtig. Du solltest raus aus der Sache und draußen bleiben."

„Ich kann nicht. Und außerdem bin ich in der letzten Zeit wirklich gut geworden."

„Du bist im Krankenhaus gewesen."

„Aber ich war auf dem Wege, groß zu werden, als ich verwundet wurde."

Zurito sagte gar nichts. Er kippte den Kognak aus seinem Untersatz in sein Glas über.

„Die Zeitungen schrieben, sie hätten niemals eine solche Faena mit der Muleta gesehen", sagte Manuel.

Zurito sah ihn an.

„Du weißt, wenn ich gut werde, bin ich wirklich gut", sagte Manuel.

„Du bist zu alt", sagte der Picador.

„Nein," sagte Manuel, „du bist zehn Jahr älter als ich."

„Bei mir ist das was anderes."

„Ich bin nicht zu alt", sagte Manuel.

Sie saßen schweigend, Manuel beobachtete das Gesicht des Picadors.

„Ich war auf dem Wege, groß zu werden, als ich verwundet wurde", versuchte Manuel.

„Du hättest mich sehen sollen, Manos", sagte Manuel vorwurfsvoll.

„Ich will dich nicht sehen", sagte Zurito. „Es macht mich nervös."

„Du hast mich in letzter Zeit nicht gesehen."

„Ich hab' dich oft genug gesehen."

Zurito sah Manuel an, vermied aber seinen Blick.

„Du solltest es aufgeben, Manolo."

„Ich kann nicht", sagte Manuel. „Jetzt werde ich gut, sage ich dir."

Zurito beugte sich vor, die Hände auf dem Tisch.

„Hör' mal zu. Ich will für dich stechen und wenn du morgen nacht nicht groß raus kommst, gibst du's auf. Ja? Willst du?"

„Sicher."

Erleichtert lehnte Zurito sich in seinen Stuhl zurück.

„Du wirst aufgeben müssen", sagte er. „Kein Kuhhandel. Du wirst die Coleta abschneiden müssen."

„Ich werde nicht aufgeben", sagte Manuel. „Paß nur gut auf. Ich hab's in mir."

Zurito stand auf. Die Diskussion hatte ihn ermüdet.

„Du wirst aufgeben. Und ich werde dir selbst die Coleta abschneiden."

„Nein," sagte Manuel, „du wirst nicht. Du hast nicht die geringste Chance."

Zurito rief den Kellner.

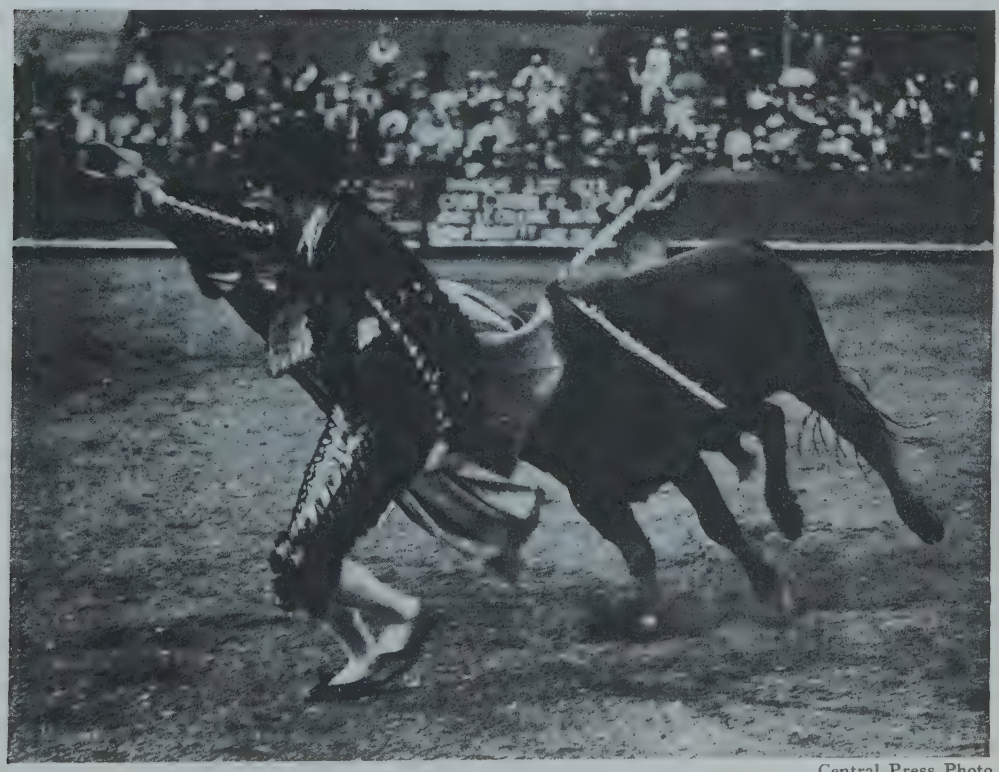
„Komm mit", sagte Zurito. „Komm mit nach Hause."

Manuel langte unter seinen Stuhl nach dem Koffer. Er war glücklich. Er wußte, Zurito würde für ihn stechen. Er war der beste lebende Picador. Nun war alles ganz einfach.

„Komm mit nach Haus, zum Essen", sagte Zurito. — —

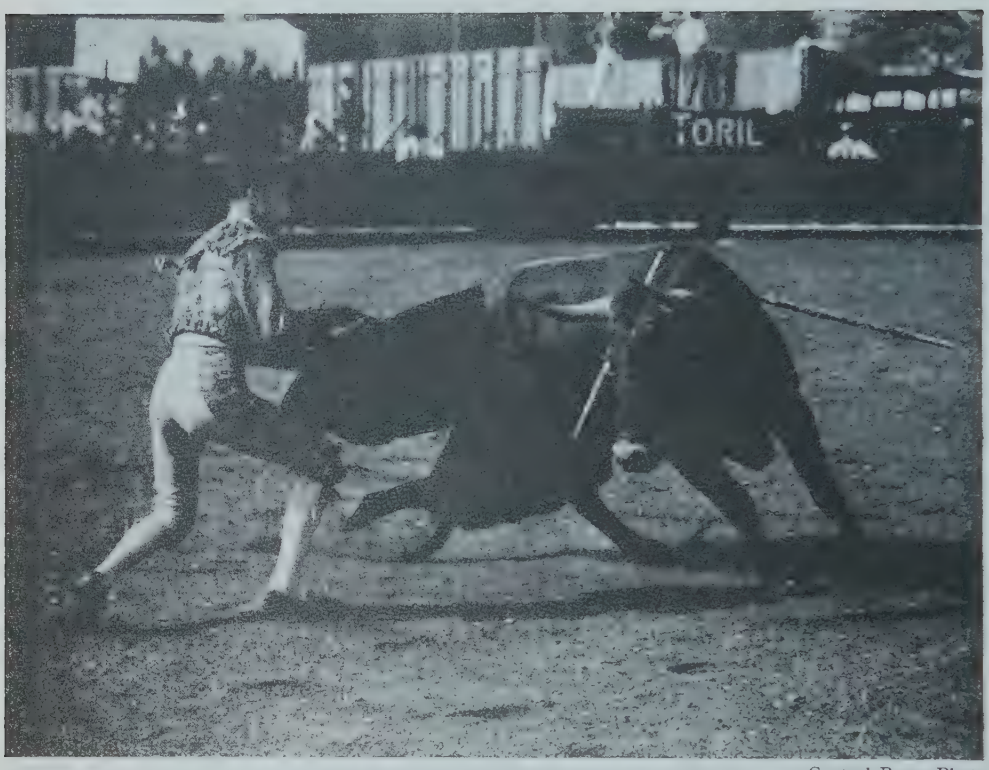
Manuel stand im Patio de Caballos und wartete, bis die Charlie Chaplins fertig waren. Neben ihm stand Zurito. Es war ganz dunkel, wo sie standen. Das schwere Tor, das in die Arena führte, war geschlossen. Über sich hörten sie einen lauten Schrei, dann brüllendes Gelächter. Dann Stille. Manuel liebte den Geruch der Ställe, die rings um den Patio de Caballos lagen. Es roch gut im Dunkeln. Aus der Arena kam ein neues Gebrüll, dann Applaus, lang andauernder Applaus, der nicht aufhören wollte.

Ein Squadrista bohrt die mit Widerhaken versehenen Pfeile in den Nacken des Stieres



Central Press Photo

Ein Banderillero reizt den Stier



Central Press Photo

Corrida in Ronda

Photo Hemmingway

Ein kritischer Moment

Berliner Bild-Bericht

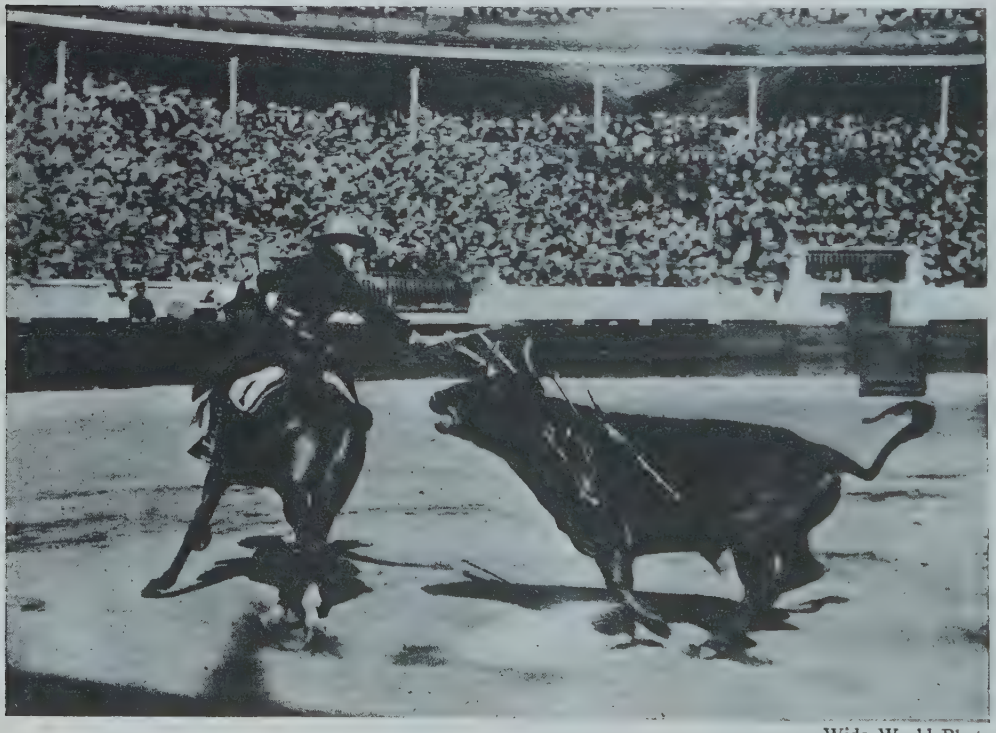
Aus dem Sattel gehobener Picador, dem es im letzten Moment gelingt, dem Stier die Lanze in den Nacken zu stoßen

Photo Jean Cocteau

El Gallos letzter Kampf. Er hatte, 25 Jahre alt, 1530 toros bravos getötet

Photo Hemmingway

„A las vaccas". Kühe, die den Stier hinausbegleiten, der nicht kämpfen will



Wide World Photo

Portugiesischer Picador bei einem Kampf in Santander vor dem König von Spanien

„Hast du die Burschen mal gesehen?" fragte Zurito, der als große, undeutliche Figur neben Manuel in der Dunkelheit stand.

„Nein", sagte Manuel.

„Sie sind ganz komisch", sagte Zurito. Er lächelte im Dunkeln vor sich hin.

Das schwere Doppeltor in die Arena flog auf, und Manuel sah die Arena im harten Licht der Bogenlampen, rundherum die Plaza, die dunkel hoch hinauf anstieg; um den Rand der Arena liefen unter ständigen Verbeugungen zwei Männer, die wie Landstreicher angezogen waren; ein dritter in der Uniform eines Hotel-Liftboys folgte ihnen, indem er sich bückte, um die in den Sand geworfenen Hüte und Stöcke aufzusammeln und sie hoch hinauf in die Finsternis zurückzuschleudern.

Das elektrische Licht fiel in den Patio.

„Ich werde mich auf eins von den Ponys schwingen, während du die Jungens zusammensuchst", sagte Zurito.

Hinter ihnen kam das Klingeln der Maulesel näher, die in die Arena geführt wurden, um den toten Stier herauszuschleifen.

Die Mitglieder der Quadrilla, die sich die Burleske von dem Laufgang zwischen der Barriere und den Sitzen aus angesehen hatten, kamen zurück und standen in einer Gruppe schwatzend unter dem elektrischen Licht im Patio. Ein hübscher Junge in silber-orangenem Anzug kam lächelnd zu Manuel herüber.

„Ich bin Hernandez", sagte er und streckte die Hand aus.

Manuel schüttelte sie.

„Heute nacht haben wir wirklich die reinsten Elefanten gekriegt", sagte der Junge fröhlich.

„Ja, groß sind sie schon, und Hörner haben sie", stimmte Manuel bei.

„Du hast es am schlechtesten getroffen", sagte der Junge.

„Das ist mir schon recht", sagte Manuel. „Je größer sie sind, desto mehr Fleisch gibts für die Armen."

„Stell' jetzt mal eure Quadrilla auf," sagte Manuel, „damit ich sehen kann, was ich da bekommen habe."

„Ach, es sind ein paar ganz gute Kerls, die du gekriegt hast", sagte Hernandez. Er war sehr vergnügt. Er hatte schon zweimal in Nocturnos gearbeitet und fing schon an, in Madrid eine gewisse Anhängerschaft zu bekommen. Er war glücklich, daß in ein paar Minuten der Kampf beginnen würde.

„Wo sind die Pics?" fragte Manuel.

„Sie sind hinten in der Hürde und zanken sich um die schönen Pferde", grinste Hernandez.

Die Maulesel kamen durch das Tor geschossen, Peitschen knallten, Glöckchen klingelten, und der junge Stier pflügte eine Furche in den Sand.

Sobald der Stier durch war, formierten sie sich für den Paseo.

Manuel und Hernandez standen ganz vorn. Dahinter die Jungens von den Quadrillas, die schweren Capes zusammengefaltet über den Armen. Als Letzte kamen die vier Picadors zu Pferde; die Stechstäbe mit den stählernen Spitzen hielten sie im Halbdunkel des Pferchs emporgereckt wie Lanzen.

„Ein Wunder, daß Retana uns soviel Licht spendiert hat, daß wir die Pferde überhaupt sehen können", sagte der eine Picador.

„Er weiß, daß uns wohler zu Mut ist, wenn wir diese Schindmähren nicht allzu gut sehen", antwortete ein anderer Pic.

„Das Ding, auf dem ich sitze, ist so groß, daß ich gerade mit den Füßen vom Boden ab bin", sagte der erste Picador.

„Sardinen für die Konservenfabrik."

Sie lachten, während sie ihre Pferde in der Dunkelheit etwas bewegten.

Zurito sagte gar nichts. Er hatte das einzig wirklich gute Pferd von allen. Er hatte es ausprobiert, indem er es in der Hürde ein wenig getummelt hatte, und es hatte auf Zaum und Sporen gut reagiert. Er hatte ihm die Binde vom rechten Auge abgenommen und die Stricke durchschnitten, die seine dicht an der Wurzel abgeschnittenen Ohren eingeschnürt hatten. Es war ein gutes, solides Pferd, solid in den Beinen. Mehr brauchte er nicht. Er wollte es während der ganzen Corrida reiten. Schon seit er aufgestiegen war, hatte er, während er so in dem großen, gepolsterten Sattel saß und auf den Paseo wartete, im Geist die ganze Corrida durchgenommen. Die anderen Picadors rechts und links von ihm unterhielten sich weiter. Er hörte sie nicht.

Die beiden Matadore standen nebeneinander vor ihren drei Peones, die Capes in der gleichen Weise über den linken Arm geschlagen. Manuel dachte über die drei Jungens hinter ihm nach. Alle drei waren Madrilenos, wie Hernandez, junge Kerls von etwa neunzehn Jahren. Einer von ihnen, ein Zigeuner, ernsthaft, unzugänglich, mit dunklem Gesicht, gefiel ihm gut. Er drehte sich um.

„Wie heißt du, mein Junge?" fragte er den Zigeuner.

„Fuentes", sagte der Zigeuner.

„Guter Name", sagte Manuel.

Der Zigeuner lächelte und zeigte seine Zähne.

„Du nimmst den Stier an und läßt ihn ein bißchen rennen, wenn er herauskommt", sagte Manuel.

„Recht", sagte der Zigeuner. Er machte ein ernsthaftes Gesicht. Er fing an, zu überlegen, was er tun würde.

„Da geht sie hin", sagte Manuel zu Hernandez.

„Also los."

Die Köpfe hoch, im Takte der Musik, die rechten Arme frei schwingend, traten sie heraus, schritten quer durch die sandbestreute Arena unter den Bogenlampen, hinter ihnen öffnete sich die Quadrilla, dann kamen die Picadors zu Pferde, ganz hinten die Stallknechte und die Maulesel mit klingenden Schellen. Die Menge applaudierte Hernandez. Arrogant, schwingend, blickten sie starr geradeaus, während sie dahinschritten.

Sie verneigten sich vor dem Präsidenten, und die Prozession löste sich in ihre einzelnen Bestandteile auf. Die Stierkämpfer gingen zur Barriere hinüber und vertauschten die schweren Mäntel gegen leichte Kampfcapes. Die Maulesel wurden wieder hinausgeführt. Die Picadors sprengten im Galopp rund um die Arena, zwei von ihnen ritten zum gleichen Tor wieder hinaus, durch das sie hereingekommen waren. Die Stallknechte fegten den Sand glatt.

Manuel trank ein Glas Wasser, das ihm einer von Retanas Leuten, der als sein Manager und Schwertbewahrer fungierte, eingoß. Hernandez, der mit seinem Manager gesprochen hatte, kam zu ihm hinüber.

„Du hast eine glückliche Hand, mein Junge", beglückwünschte ihn Manuel.

„Ja, sie mögen mich", sagte der Junge glücklich.

„Wie war der Paseo?" fragte Manuel Retanas Mann.

„Wie eine Hochzeit", sagte der. „Fabelhaft. Ihr Kerls kamt raus wie Josellito und Belmonte."

Zurito ritt vorbei, eine schwere Reiterstatue. Er tummelte sein Pferd und drehte es mit dem Gesicht gegen den Toril, auf der entgegengesetzten Seite der Arena, durch den der Stier kommen mußte. Es war ganz seltsam so unter dem

Bogenlicht. Sonst stach er unter der heißen Nachmittagssonne und für schweres Geld. Diese Bogenlampenangelegenheit paßte ihm nicht. Er wünschte, es würde schon losgehen.

Manuel kam zu ihm herüber.

„Stich ihn, Manos", sagte er. „Mach ihn mir handgerecht."

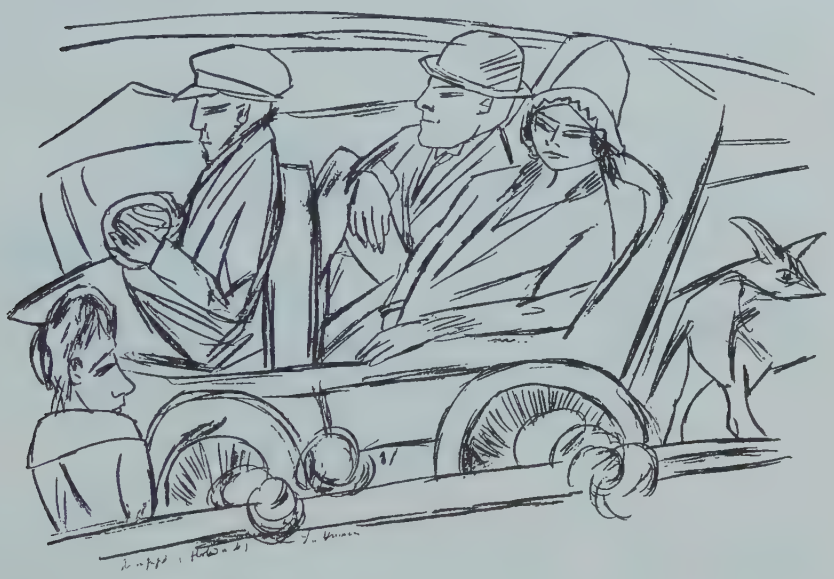
„Ich werd' ihn schon stechen, mein Jung'", Zurito spuckte in den Sand. „Ich werd' ihn aus der Arena springen machen."

„Lehn' dich fest auf ihn, Manos", sagte Manuel.

„Ich werde mich schon auf ihn lehnen", sagte Zurito. „Warum geht's noch nicht los?"

„Jetzt kommt er", sagte Manuel.

Zurito saß da, die Füße in den Steigbügeln, die Beine in den Ledergamaschen



Beckmann — Autofahrt (Litho)

umklammerten das Pferd, die Zügel hielt er in der linken, die schwere Pike in der rechten Hand, den breiten Hut hatte er tief in die Augen gezogen, um sie vor dem Licht zu schützen, so saß er da und beobachtete das Tor des Torils. Die Ohren seines Pferdes bebten. Zurito klopfte ihm mit der linken Hand den Hals.

Das rote Tor des Torils schlug zurück, und einen Moment lang sah Zurito in den leeren Gang weit jenseits der Arena. Dann kam der Stier herausgeschossen, schlitterte einen Augenblick auf allen Vieren, wie er unter das Licht kam, stürmte im Galopp an, ging leicht in schnellen Galopp über, man hörte das laute Schnaufen aus weit geöffneten Nüstern, während er anstürmte, glücklich, aus dem dunklen Pferch befreit zu sein.

In der ersten Sitzreihe saß, leicht gelangweilt, vornübergebeugt, um auf der Zementmauer vor seinen Knien schreiben zu können, der vertretende Stierkampfkritiker des Heraldo und kritzelte „Campagnero, Negro, 42, trat auf mit einer Geschwindigkeit von 90 Meilen die Stunde und einer Unmenge Gas ..."

Manuel, der, gegen die Barriere gelehnt, den Stier beobachtete, winkte mit der Hand, und der Zigeuner rannte, sein Cape schwingend, los. Der Stier machte mitten im vollen Galopp eine Wendung und griff das Cape an, Kopf gesenkt, Schweif in die Luft. Der Zigeuner lief im Zickzack, wie er an dem Stier vorbeilief, erblickte ihn der und ließ von dem Cape ab, um den Mann anzugreifen. Der Zigeuner rannte und schwang sich über die rote Umzäunung der Barriere, während der Stier mit den Hörnern in sie hineinstieß. Zweimal stieß er mit den Hörnern zu, blindlings in das Holz hineinkrachend.

Der Kritiker des Heraldo zündete sich eine Zigarette an und warf das Zündholz nach dem Stier, dann schrieb er in sein Notizbuch „groß und mit genügend Hörnern, um die zahlenden Kunden zu befriedigen, zeigte Campagnero eine gewisse Neigung, in das Gebiet der Stierkämpfer überzugreifen —"

Manuel trat auf den harten Sand hinaus, während der Stier auf die Umzäunung einhaute. Aus dem Augenwinkel sah er Zurito, der sein Pferd dicht an die Barriere heranlenkte, ungefähr ein Viertel des Umkreises der Arena nach

Pascin

links. Manuel hielt das Cape am Kragen dicht vor sich und rief den Stier an. „Hu, Hu!" Der Stier wandte sich, schien sich einen Augenblick gegen die Umzäunung zu stützen und griff mit ungeheurer Wucht an, stürzte sich auf das Cape, Manuel machte einen Schritt zur Seite, drehte sich, dem Angriff des Stieres folgend, auf den Hacken und schwang das Cape gerade vor den Hörnern vorbei. Mit dem Ende des Schwunges befand er sich dem Stier wieder genau gegenüber und hielt das Cape in der gleichen Stellung wie vorher, dicht vor dem Körper; wie der Stier von neuem angriff, machte er noch eine Drehung. Jedesmal, wenn er sich herumschwang, schrie die Menge.

Viermal schwang er sich so mit dem Stier, indem er das Cape hob, so daß es sich blähte, und jedesmal brachte er den Stier zu einem neuen Angriff herum. Am Ende des fünften Schwunges hielt er das Cape gegen die Hüfte und drehte sich, so daß das Cape wie der Rock einer Ballettänzerin wirbelte, und der Stier, der sich um sich selbst drehte, um frei zu kommen, fand sich plötzlich Zurito gegenüber; Zurito, auf dem weißen Pferd, fest im Sattel, das Pferd Aug' in Auge mit dem Stier, die Ohren aufgestellt, die Nüstern nervös bebend, Zurito den Hut über die Augen gezogen, vorwärts gebeugt, die Lanze vorn und hinten in einem scharfen Winkel unter dem rechten Arm herausragend, halb nach unten gesenkt, die scharfe dreieckige Eisenspitze dem Stier genau gegenüber.

Der zweite Kritiker des Heraldo tat, die Augen auf den Stier gerichtet, einen Zug an seiner Zigarette und schrieb „der Veteran Manolo vollführte eine Reihe ganz passabler Veronicas, die in einem stark Belmontistischen Recorte endigten, welcher von den Stammgästen applaudiert wurde, und damit gingen wir zum Tercio der Kavallerie über."

Zurito lenkte sein Pferd, während er die Distanz zwischen dem Stier und dem Ende der Pike maß. Der Stier riß sich zusammen und griff an, die Augen auf die Brust des Pferdes gerichtet. Während er den Kopf senkte und den Rücken zum Bogen spannte, versenkte Zurito die Spitze der Pike in den schwellenden Muskelhöcker über der Schulter des Stieres, lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Lanze und riß mit der linken Hand das Pferd in die Luft, die es mit den Vorderhufen schlug, und während er den Stier hinunterdrückte, schwang er es nach rechts herum, so daß die Hörner des Stieres sicher unter dem Bauch des Pferdes vorbei glitten; das Pferd kam zitternd wieder zu Boden,

Pietro Leone Ghezzi — Slg. Otto Sohn-Rethel

der Schweif des Stieres fegte ihm über die Brust, während er das Cape angriff, das Hernandez ihm bot.

Hernandez rannte seitwärts und zog so den Stier mit dem Cape fort zu dem anderen Picador hinüber. Mit einem Schwunge des Capes fixierte er ihn, so daß er Roß und Reiter im rechten Winkel gegenüberstand, dann trat er zurück. Als der Stier das Pferd sah, griff er an. Die Lanze des Picadors glitt den Rücken des Stieres entlang, und während das Pferd infolge der Gewalt des Angriffs rückwärts in die Höhe ging, war der Picador schon halbwegs aus dem Sattel; den rechten Fuß hatte er, während er seinen Fehlstoß mit der Lanze machte, aus dem Steigbügel befreit, nun ließ er sich nach der linken Seite fallen, um das Pferd zwischen sich und den Stier zu bringen. Das Pferd, in die Höhe geworfen und durchbohrt, stürzte zusammen, der Stier wühlte sich in es hinein, der Picador stieß mit den Stiefeln nach dem Pferd und lag nun frei da, wartend, bis man ihn aufhob, wegschleppte und wieder auf die Füße stellte.

Manuel ließ den Stier ruhig in das gefallene Pferd hineinstoßen, er hatte keine Eile, der Picador war in Sicherheit, und außerdem tat es einem Picador

von der Sorte ganz gut, wenn er sich ein bißchen ängstigte. Das nächste Mal würde er länger warten, Lausepics. Er sah zu Zurito hinüber, der ein bißchen außerhalb der Barriere starr und steif auf seinem Pferd saß und wartete.

„Hu!" rief er den Stier an, „Hu!" und dabei hielt er das Cape mit beiden Händen so, daß der Blick des Stieres darauf fallen mußte. Der Stier riß sich von dem Pferd los und griff das Cape an, und Manuel, der zur Seite rannte und das Cape weit ausgebreitet hielt, schwang sich auf den Hacken herum und brachte den Stier scharf herum, so daß er sich wieder Zurito gegenüber fand.

„Campagnero nahm ein paar Varas an und tötete eine Rosinante", schrieb der Kritiker des Heraldo. „Der Veteran Zurito erweckte einige seiner alten Künste wieder zum Leben, besonders bemerkenswert die Suerta — —"

„Ole! Ole!" schrie der Mann neben ihm.

Der Schrei ging in dem Gebrüll der Menge verloren, und er gab dem Kritiker einen Schlag auf den Rücken. Der Kritiker blickte auf und sah Zurito, der sich direkt unter ihm weit über sein Pferd vorbeugte; die Pike, die er fast an der Spitze gefaßt hielt, ragte in scharfem Winkel fast ihrer ganzen Länge nach unter seiner Achselhöhle heraus; er drückte sich mit seinem ganzen Gewicht herunter und hielt den Stier ab, der stoßend und schlagend versuchte, an das Pferd heranzukommen, und Zurito, ihm gerade gegenüber, hielt ihn ab, hielt ihn ab und drehte langsam das Pferd gegen die Barriere, bis er es schließlich aus dem Bereich des Stieres heraus hatte. Zurito, der den Augenblick fühlte, in dem das Pferd frei war und der Stier vorbei konnte, lockerte den harten stählernen Griff des Widerstandes, und in dem Moment, wo der Stier sich losriß, um Hernandez' Cape direkt vor seinem Maul zu finden, fuhr die dreieckige Stahlspitze der Pike in seinen Schultermuskel. Er fuhr blindlings auf das Cape los, und Hernandez zog ihn heraus in die offene Arena.

Zurito saß da, klopfte seinem Pferd den Hals und sah zu, wie der Stier das Cape angriff, das Hernandez unter dem hellen Licht der Bogenlampen vor ihm schwang, während die Menge brüllte.

„Hast du das gesehen?" sagte er zu Manolo.

„Es war ein Wunder", sagte Manuel.

„Diesmal hab' ich ihn gekriegt", sagte Zurito. „Sieh ihn dir jetzt mal an."

Das Cape war in einer ganz engen Windung vorbeigeschwungen, der Stier glitt in die Knie. Er war im Augenblick wieder auf den Beinen, aber Manuel und Zurito sahen, wie das Blut in einem glatten, leuchtenden Streifen gegen die schwarze Schulter des Tieres herunterlief.

„Diesmal habe ich ihn gekriegt", sagte Zurito.

„Er ist ein guter Stier", sagte Manuel.

„Das nächste Mal würde ich ihn töten", sagte Zurito. „Sieh ihn dir jetzt an."

„Ich muß hinüber", sagte Manuel und rannte los nach der anderen Seite der Arena hinüber, wo die Monos ein Pferd am Zügel herausführten. Sie schlugen ihm mit Gerten gegen die Beine und versuchten auf alle Weise, es zu dem Stier hinüberzuzerren; der stand mit gesenktem Kopf, stampfte den Boden und konnte sich nicht entschließen, anzugreifen.

Zurito, der sein Pferd gegen die Bühne zu lenkte, verfolgte mit finsteren Blicken jede Einzelheit.

Endlich griff der Stier doch an, die Männer, die das Pferd geführt hatten, rannten zur Barriere zurück, der Picador traf ihn zu weit hinten, und der Stier kam unter das Pferd, hob es in die Höhe, warf es auf den Rücken.

Zurito beobachtete. Die Manos, die in ihren roten Röcken gelaufen kamen, um den Picador zu befreien. Den Picador, der jetzt wieder auf den Füßen stand und fluchte und mit den Armen schlug. Manuel und Hernandez, die mit ihren Capes bereit standen. Und den Stier, den großen schwarzen Stier, mit einem Pferd auf dem Rücken, dessen Hufe in der Luft baumelten, und dessen Sattel sich in den Hörnern des Stieres verfangen hatte. Schwarzer Stier mit Pferd auf dem Rücken, auf kurzen Beinen stolpernd, dann den Nacken krümmend, hebend, werfend, stoßend, um das Pferd abzuwerfen, das Pferd zur Seite hinuntergleitend. Dann rannte der Stier in plötzlichem stoßenden Ausfall gegen das Cape los, das Manuel vor ihm schwang.

Der Stier war jetzt langsamer, fühlte Manuel. Er blutete stark. Längs seiner ganzen Flanke glänzte es von Blut.

Manuel bot ihm noch einmal das Cape. Da kam er an, die Augen weit offen, häßlich, immer den Blick auf das Cape gerichtet. Manuel machte einen Schritt zur Seite und hob die Arme, während er das Cape dicht vor dem Kopf des Stieres zu einer neuen Veronica enger faßte.

Jetzt stand er Aug' in Auge mit dem Stier. Ja, sein Kopf ging ein bißchen herunter. Er trug ihn niedriger. Das war Zurito.

Manuel schlug das Cape auseinander, da kommt er, er sprang zur Seite und schwang es in einer neuen Veronica. Unheimlich genau schießt er los, dachte er. Er hat genug vom Kämpfen, jetzt wartet er ab. Jetzt jagt er. Immer das Auge auf mich gerichtet. Aber ich geb' ihm immer das Cape.

Er schüttelte das Cape gegen den Stier, da kommt er, er sprang zur Seite. Scheußlich nah diesmal. Ich mag nicht so nah bei ihm arbeiten. Der Saum des Capes war naß von Blut, wo es im Vorbeischwingen über den Rücken des Stieres geglitten war. So, jetzt kommt die letzte.

Manuel, der bei jedem Angriff mit dem Stier herumgeschwungen war, schüttelte, ihm gerade gegenüber, das Cape mit beiden Händen.

Der Stier sah ihn an. Die Augen wachsam, die Hörner geradeaus, sah der Stier ihn an. Wachsam.

Picasso

„Hu!" rief Manuel, „Toro!" und während er sich nach rückwärts bog, schwang er das Cape nach vorn. Da kommt er. Er sprang zur Seite, schwang das Cape hinter sich und drehte sich auf dem Absatz, der Stier folgte dem wirbelnden Cape und fand sich auf einmal der Leere gegenüber, fixiert durch die schnelle Drehung, überwunden durch das Cape. Mit einer Hand schwang Manuel das Cape vor dem Maul des Stieres, um zu zeigen, daß er fixiert war, dann ging er davon.

Kein Applaus.

Der Kritiker des Heraldo nahm einen Schluck aus der Flasche mit warmem Champagner, die zwischen seinen Füßen stand, und beendigte den Absatz.

„— der betagte Manolo erntete keinen Applaus für eine ganz gewöhnliche Serie von Lancas mit dem Cape, und damit kommen wir zum dritten Teil der Pfählungen." *(Schluß im nächsten Heft)*

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Alte Bücher

Von wichtigen Versteigerungen zunächst einige Enttäuschungen: Die, wie sich zeigte, immer überschätzte Bibliothek des Sexualpathologen *Iwan Bloch* wurde von *S. M. Fraenkel* geschickt in Konvoluten verkauft.

Die von *Perl* versteigerte Bibliothek *Busoni* zeigte eine Büchersammlung mittlerer Art und Güte, bis auf einige Renommierstücke, wie den Bodoni-Dante von 1796 (710 Mk.), Delacroix-Faust des Insel-Verlages von 1912 (1600 Mk.), E. T. A. Hoffmann, Ausgewählte Schriften, 15 Bände, von 1827 (1100 Mk.), Tausendundeine Nacht, von Burton (950 Mk.).

In der sonst schwachen Auktion von *Altmann* brachte am 26. März Voltaires Pucelle auf Pergament in zwei Bozérian-Maroquinbänden mit den Moreauschen Kupfern als Unikum 4000 Mk.

Von durchaus beachtlichem Niveau war die am 1. April von *S. M. Fraenkel* versteigerte Goethe-Sammlung.

In *England* wurde bei Southeby die Versteigerung der Sammlung Christie Miller, einer der bedeutendsten überhaupt bekannten Bibliotheken fortgesetzt. Darunter befanden sich Stücke wie Calvins „Form of Prayers", 1656 (190 Lstr.), das Unikum „Song of Songs which was Salomons" von 1621, das im Jahre 1818 6 Lstr., jetzt 620 Lstr., brachte. — Das interessanteste Stück war ein kleines Buch von 17 Seiten, ein englisches Epos, das nur in diesem einen, nicht vollständigen Exemplar existiert und niemals wieder veröffentlicht wurde. Es trägt den Titel „Oenone and Paris", London 1594. Es wird Thomas Heywood zugeschrieben als plagiatorische Anlehnung an Shakespeares im Jahre 1593 erschienenes Gedicht „Venus und Adonis". Auf der Caldecott-Versteigerung im Jahre 1833 hatte dies Exemplar 16 Schilling gebracht, nun brachte es fast das Fünfzigtausendfache, nämlich 3800 Pfund! — Mit den schon früher verkauften Reisewerken brachte die Sammlung Miller bisher rund 508 000 Lstr., diese letzte Auktion allein 67 000 Lstr., von denen Dr. Rosenbach, Philadelphia, der erste Antiquar der Welt, allein über 50 000 zu zahlen hatte. Die Sammlung Miller ist aber noch lange nicht ausverkauft.

Rosenbach kaufte auch im November 1923 für 10 000 Dollar das Manuskript von Stevensons „Kidnapped".

Die außerordentliche Schätzung Stevensons beweisen auch die Preise, die ebenfalls Rosenbach für andere Stevensoniana zahlen mußte, so für die erste Ausgabe von „A Childs Garden of Verses" (2000 Dollar), ebensoviel für die Handschrift von „Travels with a Donkey" und 1500 Dollar für ein Notizbuch mit Skizzen zu den „Songs of Travel".

Ebenfalls bei Southeby wurde die zweite Ausgabe der „Canterbury Tales" und Andobons „Binds of Amerika", mit 540 Tafeln (je 540 Lstr.) verkauft. — Aus der versteigerten Bibliothek *Duff* sei hervorgehoben das Pamphlet „Cura Clericalis" (nur 16 Blatt: 360 Lstr.).

Für die angelsächsische Welt ist auch die Wiederauffindung von Shelleys Manuskript seiner Tragödie „Cenci" in einer Florentiner Privatbibliothek eine Sensation.

In *Frankreich* begann die Reihe der bedeutenden Bücherauktionen zu Paris im Hotel Drouot im Februar mit einer Sammlung hochbezahlter Werke des 16. bis 18. Jahrhunderts aus dem Besitz des Sammlers E. S.: Molière mit den Stichen nach Boucher von 1734 (31 000 Fr.), Marmontels Contes Moraux von 1765 (26 000 Fr.), Lafontaines Contes et Nouvelles von 1762 — die fermiers généreaux-Ausgabe — in einem Dérôme-Einband (13 000 Fr.), die erste illustrierte Balzac-Ausgabe (6500 Fr.), Kuglers Friedrich der Große mit einem eigenhändigen Brief des Königs an seine Schwester Ulrike (3300 Fr.).

Slg. H. Freudenberg

Rudolf Belling, Kopf aus Mahagoni

Aus Westheim, Künstlerbekenntnisse

Der Philosoph Menippus (Ausschnitt)

Die drei Musikanten
Aus August L. Mayer, Diego Velazquez

Der Hofnarr El Bobo de Coria (Ausschnitt)

Der hl. Eremit Antonius bei dem hl. Paulus (Ausschnitt)

Vincent van Gogh. Des Künstlers Schlafzimmer

Otto Bartning, Die Sternkirche (Nach dem Modell)
Aus Westheim, Künstlerbekenntnisse

Das wichtigste Ereignis war die Versteigerung der Sammlung *Descamps-Scrive* durch *Dubreuil*. Die schönste Bibliothek solcher Art in Europa wurde zerstreut, die von frühen Stundenbüchern an alle großen illustrierten Werke, alle wichtigen Erst- und Originalausgaben von Ronsard bis zu den Modernen, und Einbände von Grolier an umfaßte. Der erste Teil, die illustrierten Bücher, enthält vor allem das „Monument du Costume" mit den Stichen von Moreau l. J. und Freudeberg, mit allen bekannten Zustandsdrucken (430 000 Fr.! Dr. Rosenbach), weiter Dürers Große Passion (29 000 Fr.), die Kleine Passion (21 000 Fr.), Marienleben, Passion von 1510 und Apokalypse (zusammen 56 000 Fr.). — Der Oudry-Lafontaine, in einem Padeloup-Einband, brachte 101 000 Fr., Labordes berühmtes, ganz, auch im Text gestochenes Werk „Choix de Chansons" 51 000 Fr. — Allerdings ist zu dieser Versteigerung zu bemerken, daß es sich hier um die schönsten, mit anderen vorkommenden kaum vergleichbaren Exemplare höchster französischer Buchkunst handelt, die, in den Bibliographien, besonders bei Cohen-Rizzi, ausführlich beschrieben, schon durch ihre Provenienz als Individuen hervorgehoben sind.

In *Italien* war die Mailänder Auktion *Hoeplis* vom 6. zum 9. Mai ein großes Ereignis. Vier Nächte hindurch wurde die 320 Nummern umfassende Sammlung de Marinis versteigert. Handschriften mit Miniaturen, Autographen, Inkunabeln, Drucke auf Pergament, Holzschnitt- und Kupferstichbücher, unerhört kostbare Einbände enthält diese Sammlung, deren Dürerwerke und Franzosen allerdings hinter denen der Sammlung Descamps zurückstehen müssen.

Ex-Libris

Das international weitestverbreitete Sammeln von *Ex-Libris* gab zur Vermutung Anlaß, daß die in Berlin von Graupe angekündigte Versteigerung der berühmten Carl G. F. Langenscheidtschen Sammlung, der bedeutendsten Deutschlands, erhebliche Beteiligung mit sich bringen würde. Aber das Interesse an der Auktion war minimal, und die Preise blieben ganz niedrig. In der Sammlung waren frühe Ex-Libris-Holzschnitte für Dr. Eck (Luthers Gegner), für die Universität Wittenberg von Lucas Cranach. Besonders schön sind die Wappen-Ex-Libris der Engländer aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Alles in allem genommen ist die ästhetische Wirkung typographischer, einfach gesetzter oder gestochener, auch lithographierter Ex-Libris am reinsten neben den Wappen-Ex-Libris. Die moderne Ex-Libris-Bewegung bedeutet ein quantitatives Maximum und geschmackliches Minimum, auch letzlich eine Unfähigkeitserklärung *von bedeutenden Graphikern*, wie Liebermann, Kolb und Orlik, für einen graphischen Gebrauchszweck in Verbindung mit der gewünschten Symbolistik. Solche Sammlung ist lediglich als kulturgeschichtliche Material-Arbeit zu werten und steht unter dem Niveau des durchschnittlichen Kunstsammelns. — Da sind *Siegel*-sammlungen, die heute unverkäuflich zu sein scheinen, schon erheblich ästhetisch interessanter.

Autographen

Der Katalog *Henricis* für seine Autographen-Auktion vom 14. und 15. Mai enthält wieder sehr bedeutende Stücke.

Beethoven schreibt in einem bisher unbekannten Brief an Fräulein v. Girardi: „Meine liebe Fräulein G., ich müßte lügen, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß die mir von ihnen überschickte Versen mich nicht in Verlegenheit gebracht hätten; es ist ein eignes Gefühl, sich loben zu sehen, und dann dabey so sehr seine eigne schwäche fühlen, wie ich." ....

Auf ein Albumblatt hat *Beethoven* zu den sechs Takten des Credo aus der Missa Solemnis geschrieben: „handle! Sie die wissenschaft machte nie glückliche."

Der Auktionskatalog enthält auch das Original des im Querschnitt schon abgedruckten Tagebuchblattes von Beethoven über den Wechsel seiner Dienstboten.

Ein hervorragendes Stück ist die *Brahms*-Handschrift des Gesanges der Parzen (von Goethe) für sechsstimmigen Chor. Von Schubert sind eigenhändige Musikhandschriften da. *Goethe* ist mit Briefen an Klopstock und Lichtenberg und einem Sinngedicht vertreten, *Schiller* mit einigen Briefen, davon einem an seine Frau, auch mit einem von Göschen akzeptierten eigenhändigen Wechsel.

Heine schreibt an Moser am 11. Juli 1823:

„ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe keine Kommission für Dich, und ich schreibe Dir doch. Auch hat sich noch nichts Äußerliches mit mir zugetragen; — ihr Götter! desto mehr Innerliches. Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen; wenigstens muß ich machen, daß ich so bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, daß ich geistig anders organisiert sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. —"

Am 23. August 1823 schreibt er auf fünf Seiten über die Juden:

„Cohen war mir ein sehr lieber Freund in Hamburg, und ich gewann ihn sehr lieb. Die Juden sind dort miserables Pack; wenn man sich für sie interessieren will, darf man sie nicht ansehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten ..... was man von mir hält, kann auch nichts Besonderes sein. Ist mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerhallt."

Kant schreibt am 15. September 1796 an einen Gubernialrat wegen verschiedener Verwaltungsmißstände:

„Der status liegt mir sehr am Herzen, kostet mich schon viel schlaflose Nächte, denn die meisten Beamten sind nichts nütze .... Besitzen Vermögen, sind allesamt auf allen Gütern aneinander mit Blutsfreundschaft geknüpft .... Würde ich ihre Einkünfte schmällern, oder auf ihre Entfernung antragen! — nun so habe ich .... hier öffentlich und geheime Feinde. Am Ende würde ich meines Lebens nicht sicher seyn .... Jüngst ward mir meine Bitte wegen Beschaffung der Patentsammlung, die ich wie meinen Augapfel bedarf, schlechterdings abgesprochen ...."

Kleist auf sechs Seiten am 18. Juli 1801 an Karoline v. Schlieben:

„Ob ich dabei glücklich sein werde — ach liebe Freundin, wer ist glücklich? — Der kalte Mensch, dem nie ein Gefühl die Brust erwärmte, der nie empfand, wie süß eine Thräne, wie süß ein Händedruck ist, der stumpf bei dem Schmerze, stumpf bei der Freude ist, er ist nicht glücklich ...."

„Es ist wahrscheinlich, daß ich nie in mein Vaterland zurückkehre. In welchem Welttheile ich einst das Pflänzchen des Glücks pflücken werde, und ob es überhaupt irgendwo für mich blüht? — Ach dunkel, dunkel ist Alles." —

Das Glanzstück des Kataloges ist ein eigenhändiger lateinischer Brief Luthers an den Straßburger Pfarrer Fabricius. Er sagt u. a.:

„Ganz wunderbar gefallen mir die Heiraten von Priestern und Mönchen und Nonnen bei euch, es gefällt mir die Appellation der Verheirateten gegen den Teufelsbischof; ...." „Ja, ich meine, es sei in diesem Jahre nun genug Rücksicht auf die Schwachen genommen worden. Weiterhin, da sie von Tag zu Tag sich verstocken, muß alles aufs freiste gehandelt und wieder gesagt werden. Denn ich werde nun endlich auch anfangen die Kappe abzulegen, die ich aus Rücksicht auf die Schwachen und zum Spott des Papstes noch bisher getragen habe ...." „.... Dieses alberne Gerücht unsrer Zwietracht aber ist, wie ich meine, aus jenem Brief von mir an dich entstanden, der nun schon so oft gedruckt worden ist und jetzt auch deutsch gegeben worden ist. Da möchte ich mich

fast scheuen Briefe zu schreiben, wenn ich sehe, wie man sie wider meinen Willen unter die Presse bringt; denn unter Freunden darf und muß man vieles freimütiger schreiben, als es unter das Volk verbreitet zu werden nützlich ist. Du warst aber damals noch ein andrer Mann und ein Hofdiener. Jetzt bist du aber ein freier Mann Christi und ein Knecht des Evangeliums, ganz mein und ich ganz dein ...."

Bedeutende Autographen-Kataloge erscheinen bei Heck, Friedrichsen und Geering.

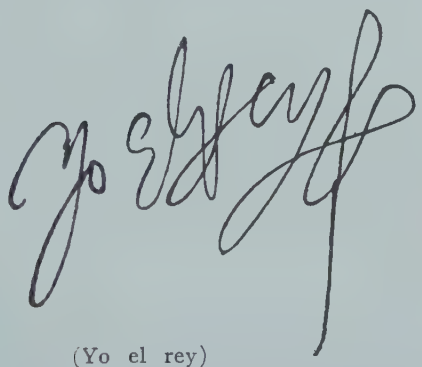
Heck nennt eine eigenhändige Skizze von Beethoven zum letzten Satz der Sonate für das Hammerklavier; einen Brief Blüchers an seine Frau vom 30. Oktober 1813:

„Den Kaiser Napoleon jage ich täglich vor mir her, zu recht ernstlichen Gefechten wird's auf dieser Seitten des Reins nicht mehr kommen, und in der Zeit von 7 Tagen bin ich in Frankfurt oder Coblens, (je) nach dehm sich mein gegner wenden wird .... Heute rücken meine Truppen in Cassel!"

„Alle Orden die zu haben sind, habe ich schon auf dem Leibe .... In Wien will man mir ein Monument setzen. Du wirst noch wohl mein Porträt nach Prag schicken müssen."

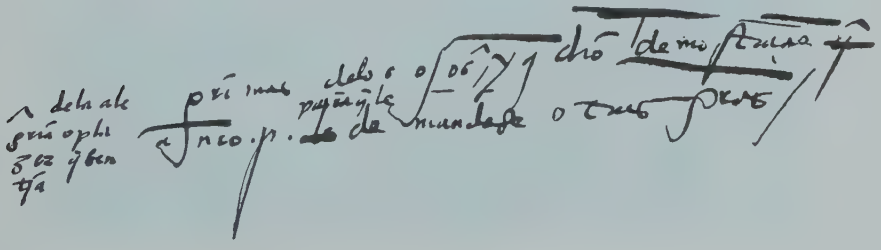
Ein Musikmanuskript von Bruckner und ein Autogramm der Königin Elisabeth v. Valois, der Stiefmutter des Don Carlos, deren Unterschrift noch nie im Handel war, sind vorhanden. Die Königin unterschreibt, wie alle spanischen Königinnen, nicht mit ihrem Namen, sondern: ich die Königin:

Ihr Mann, Philipp II., unterschrieb:



(Yo el rey)

Ein Autogramm des Ignatius von Loyola sieht folgendermaßen aus:



Einen ganz besonders reichhaltigen und hervorragend schönen Autographen-Katalog verschickte *Rudolf Geering* in Basel. Er enthält unter anderem die Original-Handschrift von La Fontaines Fabel „Le Renard et le Bouc"; einen Brief Verlaines, Handschriften von Pollaiuolo, Bramante, Michelangelo, Raffael; Cellini und ein Konvolut Briefe aus dem Kreise um Torquato Tasso.

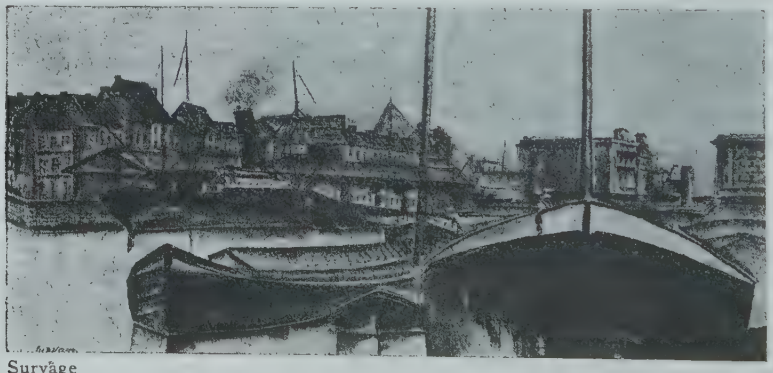
Der Katalog von *Friedrichsen* in Hamburg umfaßt 775 Stücke von Naturforschern, Reisenden und Philosophen, darunter viele nur dem Spezialisten bekannte Namen, aber auch Autographen von Daguerre (dem eigentlichen Erfinder der Photographie), *Gauß*, Gregor XIII., der die Kalenderreform vornahm, *Jenner*, der die Pockenimpfung einführte, Kepler, Robert Mayer, Prony (dem Mathematiker Napoleons, der 1791 mit Hilfe der durch Außer-Mode-Kommen des Puderns brotlosen Friseure 17 Bände trigonometrischer Tafeln für die Dezimalmethode der Revolution errechnete), Rumford, St. Pierre (Verfasser von Paul und Virginie), Stephenson, dem Erbauer der ersten Lokomotive, dem Gründer des Illuminatenordens Weishaupt. Die vielbesprochenen *Autographen-Diebstähle* des Dr. Hauck erinnern in ihrem Umfang an die Diebstahlaffären des Grafen Libri, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die französischen Archive und Bibliotheken derart ausraubte, daß ein besonderer umfangreicher gedruckter Katalog über die verschwundenen Stücke herausgegeben wurde.

Graphik

Die bedenkliche Art der Selbsthilfe der Wiener Albertina, durch Doubletten-Verkauf neue Mittel zu beschaffen, hat in Wien zu einer erregten Diskussion über das Vorhandensein von Doubletten bei alter Graphik überhaupt geführt. Jedenfalls enthält der Katalog der von *Boerner* in Leipzig für den 25. bis 27. Mai anberaumten Versteigerung sehr bedeutende Stücke, so 200 Originalradierungen Rembrandts in meist sehr frühen Zuständen, sehr viel von Lucas van Leyden, und besonders 20 Landschaften von Augustin Hirschvogel, ferner als Doubletten des Britischen Museums über hundert Dürer-Blätter.

In Berlin hatten *Hollstein und Puppel* für ihre Auktion vom 11. bis 13. Mai über 1200 Stücke zusammengebracht, darunter 28 von Aldegrever, 74 von Piranesi, 70 Rembrandts, 80 von Dürer, 11 von Baptista.

Das Interesse für Graphik scheint neuerdings von der Verwendbarkeit der Blätter als Zimmerschmuck nicht unabhängig zu sein, wie die Auktion bei *Henrici* vom 23. März erweist. Hier erzielten englische und französische Farbstiche doch recht hohe Preise. Janinets „Nina", eine Schauspielrolle der Dugazon, erreichte 8900 M., ein Druck der beliebten „Comparaison" rund 9000. Die „Proménade Publique" von Debucourt 5000. Von den Engländern wurde die berühmte Serie von I. R. Smith „Maid What you will, Wife, Widow" mit 15 000 M. vergebens angeboten, das beliebte Kitschblatt von Ward nach Reynolds „Snake in the Grass" kostete 8800 M.



Survåge

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

FRANZ WERFEL, Verdi. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Von einem stark Anlauf nehmenden, dann fast läppisch schwach gewordenen Lyriker, neu differenzierte, das Thema überspannende Prosa zu finden, ist seltsame Überraschung. Vielleicht hat er nicht genug geknetet und komprimiert, aber das angerührte Material zeigt das Können im Wurf und in der Episode.

GUSTAV E. PAZAUREK, Die Scherenkünstlerin Luise Duttenhofer. Verlag Herm. Pfisterer, Stuttgart.

Aus der Modezeit der Porträtsilhouette ist die liebenswürdigste und boshafteste Figur Luise Duttenhofer hier neu entdeckt und lebendig gemacht worden. Die Duttenhofer hat über das Porträt hinaus figurenreiche Kompositionen geschaffen, die die Möglichkeiten des bescheidenen Materials und der primitiven Technik zu übersteigern scheinen. Die Einleitung Pazaureks ist eine vortreffliche Monographie, die mit den Reproduktionen einen Sektor genrehaften Lebensstils bildhaft umrahmt.

JAHRBUCH DER CHARAKTEROLOGIE. Herausgegeben von Emil Utitz. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg. 1. Jahrgang 1924. 1. Bd.

Keine bestimmte Disziplin umgrenzt das Gebiet der Charakterologie, sie ist heute selbst noch nicht Disziplin, sondern bestimmte Fragestellung und selbst noch nicht einmal Arbeitshypothese. Die Möglichkeiten sind beachtlich und das Jahrbuch enthält Aufsätze, von denen einige hervorgehoben sein sollen, wie: Kronfeld, Der Verstandesmensch; Lindworsky, Exerzitien des Ignatius von Loyola; Allers, Charakter als Ausdruck; Klages, Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches, und besonders Robert Heindl, Strafrechtstheorie und Praxis.

DEIN REICH KOMME. Von Felix A. Teilhaber. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn, Verlagsbuchhandlung.

Ein chiliastischer Judenroman um Rembrandt und Spinoza, von Geschichte und Gedanken beschwert, aber von einem Schriftsteller geschrieben, der keinen Instinkt für die Gestaltungskraft der angewandten Sprache hat, also keiner ist. Von Propogandawert, nicht nur unter Leuten, die längst dieser Meinung sind. Hier wirkt ein Wille nicht durch seine schriftliche Gestaltung. sondern trotz dieser.

CASANOVA, Erinnerungen. Neu herausgegeben und übersetzt von Franz Hessel und Ignaz Ježower. Taschenausgabe in 10 Bänden. Bd. 1—3. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Eine völlig neue und wirklich brauchbar leserliche Übersetzung des pikantesten Werkes des achtzehnten Jahrhunderts. Das Originalmanuskript, im Besitz des Verlegers Brockhaus, kennt niemand. Ob es von der Original-Ausgabe abweicht, überhaupt existiert, den Verleger und Besitzer kompromittiert, niemand weiß es. Einige schweinische Stellen dürften kein Grund zu solcher Klausur sein.

Jedenfalls werden Casanovas Erinnerungen in dieser Übersetzung eines der meistgelesenen Bücher deutscher Sprache sein, weil sie die Sehnsucht nach sich auswirkendem menschlichem Elementartrieb am eindeutigsten, wahrhaftigsten und unverschämtesten verwirklichen.

JOHN GALSWORTHY, Der kleine Jon. Illustriert von R. H. Sauter, Verlag Paul Zsolnay, Leipzig.

Das bestillustrierte Kinderbuch seit langer Zeit.

JOHANNES NOHL, Der schwarze Tod. Eine Chronik der Pest 1348 bis 1720. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Aus zeitgenössischen Berichten und Dokumenten wird das Bild der großen Pest zusammengestellt. Ein schrecklicher Zug von Unglück und Grauen zieht vorbei; alle bösen Instinkte werden wach, alle Hilfskräfte versagen, der Teufel wird beschworen, die Juden werden totgeschlagen, der Sexus wird entfesselt, Geißelbrüder treten auf, Tanzwut bricht aus, Kinder predigen, und schließlich siegt das Leben. Nohl hat alles klug geordnet und gesammelt, in einem Werk, das spannender ist als jeder noch so phantastische Roman.

ERNST DIEZ, Einführung in die Kunst des Ostens. Mit 63 Abbildungen. Avalun-Verlag, Wien-Hellerau.

Was heute vom Wesen der ostasiatischen Kunst gewußt wird, hat der Verfasser, gestützt auf zuverlässige Ergebnisse der Einzelforschung, unverwirrt und deutlich dargestellt. So gut und wertvoll die Arbeiten zur ostasiatischen Kunst von O. Fischer, C. Glaser, Cohn-Wiener, E. Grosse, O. Kümmel und K. With sind, eine solche zusammenfassende knappe Arbeit fehlte bisher. Besonders zu begrüßen ist, daß das Hauptgewicht auf die chinesische Malerei gelegt wird, deren menschliche Nähe und Größe uns als Idealtyp einer wesentlichen, unpathetischen, unromantischen, uns wirklich angehenden Kunst erscheint. Bemerkenswert ist, daß das Bildermaterial vor allem bisher unbekannte und uns neue Darstellungen bringt.

BOCACCIO, Das Decameron. Mit 128 Illustrationen von Johannot, Grandville u. a. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Die vorzügliche Übersetzung Meißners von 1782 wird durch die bürgerlich-romantischen Illustrationen des Vor-Biedermeiers zeitlich richtig begleitet. Aber solche Renaissance erscheint uns heute entgiftet, und vielleicht so am ehesten als Aufguß antikischer Essenz entlarvt. Das Decameron wird uns gerade in dieser Ausgabe an den Stellen wichtig, zu denen diese alten Bürger keine Illustrationen wagten.

EBERHARD GOTHEIN, Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance. Band I: Renaissance in Süd-Italien. Band II: Reformation und Gegenreformation. Verlag Duncker & Humblot, München.

Die politische Geschichtsschreibung Rankes erscheint hier durch Wertung der sozialen Kräfte pragmatisch erweitert und verfeinert. Die Kulturgeschichte der Renaissance in Süd-Italien wird zu einer Ergänzung von Jacob Burckhardts Renaissance-Büchern. Der Band über Reformation und Gegenreformation ist ein gedrängteres und dadurch einprägsameres Gegenstück zu Rankes Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation. Erwähnenswert ist, daß dieser Band auch die berühmte Abhandlung Gotheins über den Jesuitenstaat von Paraguay enthält.

SPITTELER, Prometheus der Dulder. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Karl Spitteler ist vor kurzem im höchsten Alter gestorben; viel gepriesen und sicher wenig gelesen — und das mit Recht. Dieses letzte Werk ist geradezu ein Mythos der Trivialität.

ROMAIN ROLLAND, Mahatma Gandhi. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, München und Leipzig.

Der indische Tolstoi sollte uns mehr als ethnographische Erscheinung vorgetragen werden. Der Anspruch Romain Rollands auf Atemanhalten vor entfernten Heiligen macht unsere Kritik asthmatisch und verfälscht unser europäisches Interesse in eine Anteilnahme, deren dauerndes Nichtaktivwerden Beweis eines wirkungslosen Beispiels ist.

F. ADAMA VAN SCHELTEMA, Die altnordische Kunst. Mauritius-Verlag, Berlin.

Der Verfasser macht das bisher fast nur dem prähistorischen Tatsachenforscher wirklich bekannte Gebiet und Material der vorgeschichtlichen nordischen Kunst zum Thema einer kunsthistorischen Untersuchung. Wesen und Voraussetzungen der ornamentalen Kunst werden als Grundstock der Arbeit festgelegt, um auf ihm die Gebilde der germanischen Stein-, Bronze- und Eisenzeit stilkritisch zu analysieren. Ohne auf die stoffliche und gedankliche Fülle des Werks einzugehen, mag die interessante Parallele festgehalten werden, daß spätere Entwicklungsphasen der deutschen Kunst, wie Spätgotik und Barock ebenso als spezifisch charakteristischer Ausdruck nordisch germanischen Geistes zu gelten haben, wie die eisenzeitlichen germanischen Tierornamente in wesentlicherem Maße der nordischen Kunst eigentümlich

Martin Bloch

sind als deren Formen in der Stein- und Bronzezeit. Die nordische Kunst nimmt trotz ihrer wachsenden äußerlichen Anknüpfung an südliche Formen im Verlauf ihrer Entwicklung an Eigenart zu, sowohl in der vorgeschichtlichen Zeit wie zur Zeit des Barock. Scheltema glaubt so den Grundcharakter germanischer Kunst dahin festlegen zu können, daß das organische Prinzip der Gestaltung dem germanischen Geist besonders adäquat erscheint. Damit wird das Vermögen gekennzeichnet, die geistige Form vom natürlichen Grund, aus dem sie einst entwachsen, zu befreien, sie mit neuer, diesem Grund fremder Kraft zu erfüllen, bis der natürliche Grund in die geistige Form selbst einbezogen ist.

WALTER KRUG, Beethovens Vollendung. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Beethoven aus seinem Werk und seiner Zeit gedeutet. Kein lyrischer Lobgesang, sondern mutig negierend und antitraditionell.

LEO FROBENIUS. Das sterbende Afrika. O. C. Recht Verlag, München.

Wie immer bei Frobenius eine Fülle von unerhörtem Material nach den Ideen eines außerordentlichen Menschen geordnet. Gerade dieses Werk ist besonders bemerkenswert, weil es die letzten Denkmale einer großen Kultur für uns zum ersten Male auch in Bildern aufzeichnet und festhält.

THEODOR DÄUBLER, Päan und Dithyrambos. Eine Phantasmagorie. Insel-Verlag, Leipzig.

Dieser Insel-Verlag hat seine feste Abnahme-Verpflichtung für Däublers Papierkorb. Es ist aber schon beschwerlich und lästig genug, sich aus diesem Zusammenkehricht die wenigen wirklich guten und gelungenen Verse zu suchen.

PAUL HANKAMER, Jakob Böhme. Verlag Friedrich Cohen, Bonn.

Wenn Jakob Böhmes Gestalt als ein Zu-sich-selbst-Kommen gedeutet wird, so kann die Verschiedenartigkeit seiner Weltdeutung als Stufung seines inneren Wertzuwachses erkennbar werden. Alle Einzelwerke als Teile einer großen Lebenseinheit gesetzt, machen das Werk Böhmes hier nicht zur abstrakten Theorie von Erkenntnis und Metaphysik, vielmehr zum Ausdruck der Person, was der schwierigere und fruchtbarere hier eingeschlagene Weg sein dürfte.

INA SEIDEL, Das Labyrinth. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Die Lebensgeschichte Georg Forsters, des Weltreisenden und Begleiters von James Cook, als Roman. Lebendig, anschaulich und wirklich sachinteressant. Von den Empfindsamkeiten der Verfasserin, nicht denen Forsters, also nicht denen der Zeit, überschwemmt.

*

FRANK HURLEY, Pearls and Savages. Verlag G. P. Putnam's Sons, New York und London. (Mit achtzig ganzseitigen Illustrationen.)

Sehnsucht nach Wärme und der Drang des Forschers, in dem sich so oft die Romantik des kältegebundenen Angelsächsen äußert, führte Frank Hurley nach Neu-Guinea, dem nächst den arktischen Regionen noch am wenigsten bekannten Teil des Erdballs.

Seine Erlebnisse und Beobachtungen sind soeben in einem schlicht geschriebenen, unerhört schön illustrierten und musterhaft ausgestatteten Buche erschienen.

Eine Märchenwelt steigt betäubend aus den Fluten der Südsee: Mukawa, Boianai, Mailu, Coira—Wanigella, Orokaiva—Boga, Boga—Dubu, Daima; hell leuchten die Vokale in diesen melodiösen Namen, die Sonne glitzert auf Korallenriffen — brünstig quillt Nebel aus dem feuchten Schoß unermeßlicher Flußläufe und Seen — schwer atmen Lotus und Orchideen im Dickicht des Urwalds.

Es ist ein gierig besonnenes Leben, schwer und köstlich — flammende Fackeln brennen am Himmel — eine strudelnde Hitze platzt nachts in unerhörten Gewittern.

Seltsame Menschen, uns seltsam, weil wir sie kaum noch verstehen, leben in dieser Umwelt: Kannibalen und Kopfjäger, Totemverehrer, die ihren Göttern riesige Tempel bauen, sich an leidenschaftlichen Tänzen berauschen, Federn und Gräser in kompliziertester Einfachheit zu phantastischen Gewändern fügen. Eine gerade Linie geht vom Menschen zur Umwelt, von der Umwelt zur Gottheit. Göttlicher Geist waltet in Regen und Wind, in der Pflanze, dem Fluß — beschämt und ergriffen liest man von diesen himmelnahen Dingen.

Mark Neven.

Günther Stern

MARGINALIEN

Brief Richard Wagners an Ludwig II. von Bayern.

Theuerster Geliebter! Hier ein Briefchen für die erhabene Liebliche! Ich schreibe ihr darin von unserem Parzival.

Wie geht es dem holdesten Herrn der Erde? Ich fürchte, Er hat jetzt viel zu „hexen" und sehnt sich bald wieder „zaubern" zu dürfen? Armer!! — Ich bin für das Hexen jetzt sehr müde geworden, und hoffe getrost für einige Zeit es Andren lassen zu können. Ich denke, mit meinem wunderlichen Hans ist nun alles in Ordnung: Am 15. April trifft er mit der Freundin nun wieder in München ein, um auch für mich Quartier zu machen. Wenn nur die „Hexerei" mit Putlitz gelingen wollte! Ich erfahre nichts davon und fürchte, Ihre kleinen Räthe usw. werden Ihnen viel Schwierigkeiten machen, dazu sind sie nun einmal in der Welt, und selbst in der Residenz München. Machen sie es gar zu schwer, so wird Parzival wohl wieder einmal zum Siegfriedschwert greifen müssen: In Betreff dieser Leute steht mein Spruch jetzt so: „Ihr sollt leben, laßt uns aber auch leben." Bitte, Bitte! Lassen Sie sich gegen Putlitz nichts einwenden: Ich gehe bei dieser Bitte mit großer Vorsicht und Überlegung zu Werke! Seine Berufung ist das Beste und Zweckmäßigste was Sie tun können, um mit einem Male Ordnung und sich selbst Ruhe und Fortgang der Sache zu versichern. Der treffliche Schmitt soll dabei ungestört Intendanzrathen so gut und viel er kann. Aber: „leben und leben lassen."

Die Sommerlektüre des Jahres 1925

NAPOLEON

VON EMIL LUDWIG

16.—40. Taus. Mit 21 selt. Napoleon-Bildnissen auf Taf. 700 S. Geh. M 10.—, Ganzl. M 14.—

Julius Bab: Atemlos, wie das Tempo dieses Lebens, ist das des Buches. Ludwig durchquert mit stürmischer Energie das ungeheure Material, um mit künstlerischer Kraft ein Menschenbild aufzubauen.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung. Ausführlichen Prospekt über die Werke Emil Ludwigs verlange man direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Der Lenz kämpft noch mit Winterstürmen. Am Jahrestag unseres Grütlibesuches mußten wir zu Hause bleiben. Am Karfreitag bin ich aber dort: O Parzival! Wie muß ich Dich lieben, mein trauter Held! — Bald wird wohl die Welt sehen, was das zu bedeuten hat, — und ärgern wird sie sich auch, zu gewahren, daß alles Unheil, welches sie für uns kocht, uns zum Heilsaft wird. Siegmund konnte eben Gift vertragen: denn er war göttlich! —

Mit Gott, mein Theurer! Schön „hexen", daß ich armer Meister gut „zaubern" kann. Es geht, es wird; ich hoffe, liebe und glaube! — Tausend innige Seelengrüße!

Ewig treu und eigen

Luzern, 31. März 1867.

Richard Wagner

Innigste Grüsse der treuesten Freundin.

Die Corrida de toros.

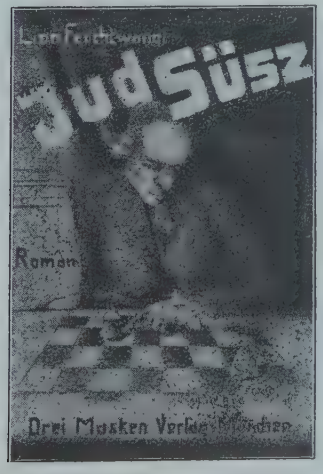
Wer verdient was? Das Business bei der Corrida.

Von

MIGUEL FUENTES.

Von dem berühmten Torero Mazzantini stammt das Wort: „Wer in Spanien Großgeld machen will, muß erste Diva oder Matador de toros sein." Oder — wenn wir Blasco Ibañez glauben wollen — Mitglied des Direktoriums der Generale. Übrigens beides ... Toreros und Directorio ... unsichere Existenzen, heute rot, morgen tot. Apropos Marokko. Aber ich will ja über Stierkämpfe aussagen.

Also, ein erstklassiger Torero erhält für eine Corrida 5—6000 Pesetas, die ganz großen Espadas (nach dem Degen so genannt, mit dem sie dem Tier den Todesstoß versetzen) wie Joselito oder Sanchez Mejia sogar 9—10 000 Pesetas. Hiervon muß er seine Truppe bezahlen, die Quadrilla, die aus zwei Picadores und drei Banderilleros besteht. Zum Verständnis (nicht der Berliner, denn die haben alle schon mit Toros zu tun gehabt, sondern der Provinzleser des „Querschnitt") erläutere ich, daß Picadores Lanzen tragen und beritten sind, die Pferde aber meist plötzlich nach dem Erscheinen des Stieres abgeben — und zwar an den Stier —, die Banderilleros aber dazu dienen, den natürlichen Kampfinstinkt des Stieres zu wecken, indem sie ihm Pfeile mit häßlichen Widerhaken lieblos in den Nacken stoßen. Sie erhalten pro Kopf 2—300 Pesetas für den Nachmittag. Dazu bezahlt der Maestro noch die Eisenbahnfahrten und die



Der sensationelle Erfolg!

Jud Süsz

Roman von Lion Feuchtwanger

611 Seiten / Broschiert Rm. 6.—, Ganzleinen Rm. 7.50

Derselbe Joseph Süsz Oppenheimer, Geheimer Finanzrat und Kabinettsfiskal des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, den schon Wilhelm Hauff vor hundert Jahren in den Mittelpunkt seiner kleinen Erzählung gestellt hat, ist der Held dieses großen historischen Romans. — Alles Geschichtliche wird Anschauung vom stärksten Leben: die geheimnisvolle Verkettung des Schicksals von Jud und Herzog, sein Aufstieg bis in schwindelnde Höhe, sein Sturz und Ende am Galgen in einem besonders für ihn gebauten Käfig. — Es ist eine der großen Dichtungen, die ein erschütternder Spiegel des Lebens sind.

Drei Masken-Verlag A. G. München, Wien, Berlin

Gastos de fonda. Gut, daß der Wein so billig ist, sonst würden diese „Hotelspesen" wohl so auflaufen, daß auch sie limitiert werden müßten.

In einer Corrida werden meist sechs Stiere erledigt, von denen je ein Torero zwei oder drei auf sich nimmt. Faßt man die Honorare für zwei Quadrillas, sechs Toros bravos, Miete für die Arena, Personal, Sanitätsdienst und Propagandaspesen zusammen, so muß ein Empresario schon 15—20 000 Pesetas hereinbringen, um seine Selbstkosten zu decken. Berühmte Namen schaffen stets eine volle Arena. Die Plaza de toros in Madrid hat oft über 10 000 Besucher. Und für die Corrida hat der Spanier stets Geld, und wenn er seine letzten beiden Pesetas opfern muß, um einen billigen Sitz zu mieten und zwei Stunden auf der Sonnenseite zu braten. Zu jedem Zweck werden Corridas veranstaltet. Als man nicht wußte, wie man die Gelder aufbringen sollte, um die Frescos des Francisco de Goya in der Ermita de San Antonio de Florida vor dem Verfall zu retten, hielt man eine Corrida von fabelhaftem Glanz ab. 13 000 Besucher. Die Frescos gerettet. Ich glaube, wenn wir einen Thronerben erwarteten, würden wir treuesten Söhne der Kirche kein Hochamt zelebrieren, sondern der Himmelskönigin eine Corrida darbringen.

Leider werden die Toreros selten alt. Wenn es ihnen gelingt, den tödlichen Hörnern zu entgehen, haben sie, wie Bombita, Guarrita und Machaquito, ein enormes Vermögen gesammelt. Joselito „el gallo", Spaniens größter Torero, war 25 Jahre alt, als ein Toro bravissimo ihn tot auf der Plaza de la Reina in Toledo ließ; er hatte damals schon 670 Corridas hinter sich und 1530 Stiere getötet.

Ich für meinen Teil fühle keine Anlage zum Torero. Ich hasse Hörner.

(Deutsch von Dr. van Bebber.)

FAITS DIVERS.

Van Dongen va, paraît-il, illustrer La Garçonne.

*

Marie Laurencin aime beaucoup les œuvres du jeune peintre allemand H. Kolle (Helmut vom Hügel) dont une exposition vient d'avoir lieu à la Galerie Pierre.

«Il fait pour les garçons ce que je fais pour les femmes», dit-elle.

*

On apprend qu'un peintre américain, du nom d'Albert Herter, est sur le point d'exécuter une fresque sur les murs de la Gare de l'Est de Paris.

Il s'agit d'une peinture de propagande représentant le départ des troupes françaises pour le front le 1 er août 1914.

BRENNER's KURHOF
BADEN-BADEN
Einzigartig und weithin bekannt.

Was ist Materialisation ? *)

Vom ganz äußerlichen Standpunkte genommen ist sie eine sichtbare, greifbare, photographierbare Masse von verschiedenster Konsistenz und Farbe, die angeblich in häufigen Fällen Eigenbewegung besitzt, sich aus amorphem Stadium zu prägnanten Umrissen, auch zu plastischen Bildern, Porträten, Händen, Fingern usw. zu formen vermag. Sie ist angeblich fast völlig lichtunbeständig, verschwindet von selbst in nichts oder in den Körper des Mediums zurück. Die Spiritisten haben die Materialisation immer als den exquisiten Beweis der Mitwirkung oder Anwesenheit von „Spirits", Geistern, angesehen. Für sie ist die Gestaltung als solche direkt der Geist oder ein von ihm sichtbar gewordener Teil. Manche spiritistische Richtung kam später der okkultistischen Auffassung so weit entgegen, daß sie die Gestaltung nur als eine Kraftäußerung des Mediums selbst ansah, die aber von der formenden Kraft des Geistes (Spirits) erzeugt und bewegt wird. Die Okkultisten, wenigstens diejenigen der modernen, wissenschaftlich gefärbten Richtung, haben die Materialisationserscheinungen als einen der Naturkraft des Mediums entstammenden Vorgang angesehen. Sie glauben, daß vitale Kräfte des Organismus unter einem bisher nicht genügend geklärten, vom Normalwachzustande abweichenden Bewußtseinszustande des Mediums sich abspalten oder herausprojizieren können. Sie meinen aus ihren Beobachtungen schließen zu dürfen, daß diese an sich unsichtbaren Kraftlinien, Kraftfelder dann — besonders im Dunkel und in engen Räumen (Kabinett) — sich verdichten können zu etwas sichtbar Stofflichem, und daß an diesem Stoffe nun das Unterbewußtsein des Mediums (Erinnerungsbilder, auch Traumbilder, ebenso wie Willensakte bewußter Art), aber auch die Suggestion und der Wille des bewußt handelnden Experimentators oder seiner Beisitzer

*) Aus dem Bande „Der physikalische Mediumismus" des dreibändigen Werkes „Der Okkultismus in Urkunden", herausgegeben von Max Dessoir, Verlag Ullstein.

FRANZ WERFEL

Der große Erfolg von Werfels Verdi-Roman veranlaßt uns, auch auf die

Dichtungen und Dramen

von Franz Werfel das Interesse der Literaturfreunde zu lenken.

Es liegen in zehn Bänden vor:

Der Weltfreund, Gedichte / Wir sind, Neue Gedichte / Einander, Oden, Lieder, Gestalten / Die Troerinnen des Euripides / Der Gerichtstag, Gedichte / Die Mittagsgöttin / Spiegelmensch, Magische Trilogie / Bocksgesang, 5 Akte / Schweiger, Drama / Beschwörungen, Letzte Gedichte

Jeder Band geh. M. 2.—, in Halbleinen M. 3.50
Vorrätig in allen Buchhandlungen

Hermann Hesse über Franz Werfel: „Er ist ein Ahner und Fühler; er gehört zu denen, die den Zuckungen ihrer Zeit um einen Tag voraus sind."

KURT WOLFF VERLAG · MÜNCHEN

gewissermaßen Modellierarbeit verrichten können. Auf diese Weise wäre die Bildung von menschlichen Glied- oder Ganzformen zu erklären. Diese speziell seien dem Materialisationsvorgange die adäquatesten, denn dieser selbst sei dem Bildungsprozeß des intrauterinenLebens, dem ontogenetischen Werdegang der Frucht im Mutterleibe vergleichbar oder sogar nachgebildet. Die Schwierigkeit der Ausscheidung der Materialisationskraft aus dem Körper aber sei vergleichbar dem Gebärakt selbst, weshalb das Austreten des „Teleplasmas" meist aus Körperhöhlen (Mund, Schoß) erfolge und vom Medium mit entsprechenden Ausdrucksbewegungen vollbracht werde. Die Materialisation wäre demnach eine Metamorphose der Vis generatrix naturae. Aber nicht immer äußert sie sich in der Form von der lebenden Natur ähnlichen Gestaltungen. Wenn das Ziel der das Medium unbewußt steuernden oder vom Zirkel suggerierten Bestrebung z.B. die Bewegung eines von ihm entfernten, nicht berührten Gegenstandes ist, bilden sich nach Aussage der Okkultisten bald unsichtbare, bald sichtbare oder mindestens photographierbare „Fäden" oder „teleplasmatische Organe", mit deren Hilfe das zu bewegende Objekt gezogen oder getragen wird. In manchen Fällen sollen sich dunkle Stäbe, Stangen — einer der Forscher (Crawford) nannte sie Kraftröhren — bilden, die schwere Objekte schieben, heben, stoßen, umwerfen usw. In anderen Fällen wurden solche Kraftäußerungen als durchgreifende, hand- oder fußähnliche, oft auch wie im Trikot steckende (Fußspitze) Organe am Bewegungsobjekt selbst wirkend wahrgenommen und behauptet, daß zwischen diesem Greiforgan und dem Körper des Mediums die Verbindung fehlte, daß es also nicht, wie doch unmittelbar anzunehmen naheliegt, etwa Hand oder Fuß des Mediums selbst gewesen sein könne.

Der Streit geht also um die Zuverlässigkeit der Beobachtung und der Kontrolle. H i e r liegt die Entscheidung über die Frage: Gibt es einen zwingenden Nachweis von der Existenz einer Materialisation oder nicht? Es ist wohl zu unterscheiden, daß, falls man diese Frage verneinen müßte, damit nicht gesagt

ist, daß es keine Materialisation an sich gibt. Allerdings müßte man in diesem Falle fast mit zwingender Notwendigkeit folgern, daß es keine derartigen Erscheinungen gibt, denn man muß, wie wir sehen werden, annehmen, daß im Falle ihrer Existenz bei der Art und relativen Einfachheit ihrer Beobachtungsmethode der sichere, unangreifbare Beweis dafür bereits geglückt sein müßte.

Die Okkultisten berufen sich gern auf angebliche Analogien aus dem Gebiete der anerkannten und experimentell erprobten, immer aufs neue wiederholbaren und anwendbaren Wissensdisziplinen, wie die Physik und Chemie. Sie wollen unter Heranziehung von Beispielen manchmal demonstrieren, daß bei diesen Disziplinen neue Erfindungen anfänglich auch auf Widerspruch und Unglauben gestoßen seien, bis ihre Anerkennung sich durchgesetzt habe. In anderen Fällen aber entlehnen sie ihre Beispiele aus dem Ablauf und der Theorie von Naturvorgängen als Beweis- oder Erklärungsversuche für die von ihnen behaupteten Phänomene und deren theoretische Deutung. Wir greifen der Demonstration halber zunächst zwei Beispiele heraus. „Als du Moncel am 11. März 1878 in der französischen Akademie der Wissenschaften zum erstenmal den Phonographen vorführte, wurde er von einemGelehrten namensBouillaud in Gegenwart Flammarions an der Kehle gepackt und mit den Worten ‚elender Schwindler, Bauchredner' beschimpft." Ich füge dem zu: Als Graf Zeppelin einer mathematischen Kommission der Technischen Hochschule zu Stuttgart seine ersten Berechnungen zu seinem späteren Luftschiffbau nach dem Prinzip „starr und gleichschwer wie die Luft" zur Begutachtung vorlegte, wurde seine Idee als undurchführbar abgelehnt.

In beiden Fällen war das Phänomen echt! Worin besteht nun der Unterschied mit der beim Okkultismus erwarteten Bestätigung von Phänomenen? Beiden Beispielen gemeinsam ist, daß eine wissenschaftliche Entdeckung zunächst auf Widerspruch stieß. Im Falle du Moncel-Bouillaud ist die Situation geradezu banal: sie ist als eine nur zu leicht begreifliche momentane Über-

„ZÜNDAPP"
DAS MOTORRAD FÜR JEDERMANN

*

In Bezug auf Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit allen weltberühmten Auslandsfabrikaten ebenbürtig!

*

Bei jeder Zuverlässigkeitsfahrt und bei jeder Wirtschaftlichkeitsprüfung, an der sich Zündapp beteiligte, war **Zündapp unumstrittener Sieger!**

*

Zündapp hält zwei Weltrekorde im sparsamen Benzinverbrauch!

*

ZÜNDAPP
G · m · b · H
NURNBERG

raschungsreaktion eines Sanguinikers aufzufassen, der sich für getäuscht hält. Man kann überzeugt sein, daß Herr Bouillaud wohl schon einige Minuten darauf, bei Wiederholung des Phonogramms, belehrt war und bewundernder Propagator der Idee des Phonographen geworden ist. Der Fall Zeppelin vor dem Urteil der Stuttgarter Mathematiker liegt interessanter und bietet eine bessere Analogie für das Bestreben der Okkultisten, seitens der offiziellen Wissenschaft Anerkennung zu finden. Ein lenkbares Luftschiff war im damaligen Stadium nicht als zu erbringender Tatsachenbeweis demonstrierbar. Es lag nur auf dem Papier die Idee zur Konstruktion und die statische Berechnung vor. Die Kommission hatte recht, die Frage so, wie sie starr und eindeutig gerichtet sich präsentierte, als undurchführbar zu errechnen. Denn das Luftschiff, auf der Erde als gleichschwer wie die Luft ausbalanciert, war theoretisch und auch praktisch in jeder beliebigen Höhe immer wieder unausbalanciert in seiner jeweils neuen Lage in anderen Luftschichten. Trotzdem siegte Zeppelins Idee. Eigene dynamische Kraft und Steuerungsdruck liefern eben die Adaption für die verschiedenen Unausgeglichenheitsgrade. Zeppelin hat einige Jahre gebraucht, um das Vorurteil der Gutachter zu überwinden; er siegte durch die Demonstration einer sichtbaren, greifbaren Tatsache, durch das triumphierend fliegende Luftschiff. Man muß also das Luftschiff des Okkultismus fliegen sehen: es muß aufsteigen, manövrieren und landen können wie jenes; und der Okkultismus ist offizielle Wissenschaft geworden wie jede andere.

Kohlische Ode.

O Kohl der Blume, der du leuchtend aus suppener Schüssel mir —
Ceres' Busen gleich, der gepuckert und holländisch mild getunkt,
weiß aus der Markthalle Fülle strahlt — mir winkst wie ein Parlamentär
nie bezwungener Festung des Dollarkurses,
schachtisch gestützt auf die Mark jetzt der Renten,
die papieren und gemünzt das Reich aus den Fingern sich saugt —
du bist — ach wärst du doch nur Blumenkohl — der Kohl,
der mit antikisch hölzernem Gefaser den ach so magern
Kohl — ach — der Literaten-Touren nach Griechenland nicht fett,
noch würzig, noch geschmeidig macht, der frei ins Haus geliefert
dem Deutschen stets zum Überdruß aus vollem Halse hängt
akanthuskraus.

Thomas Ring.

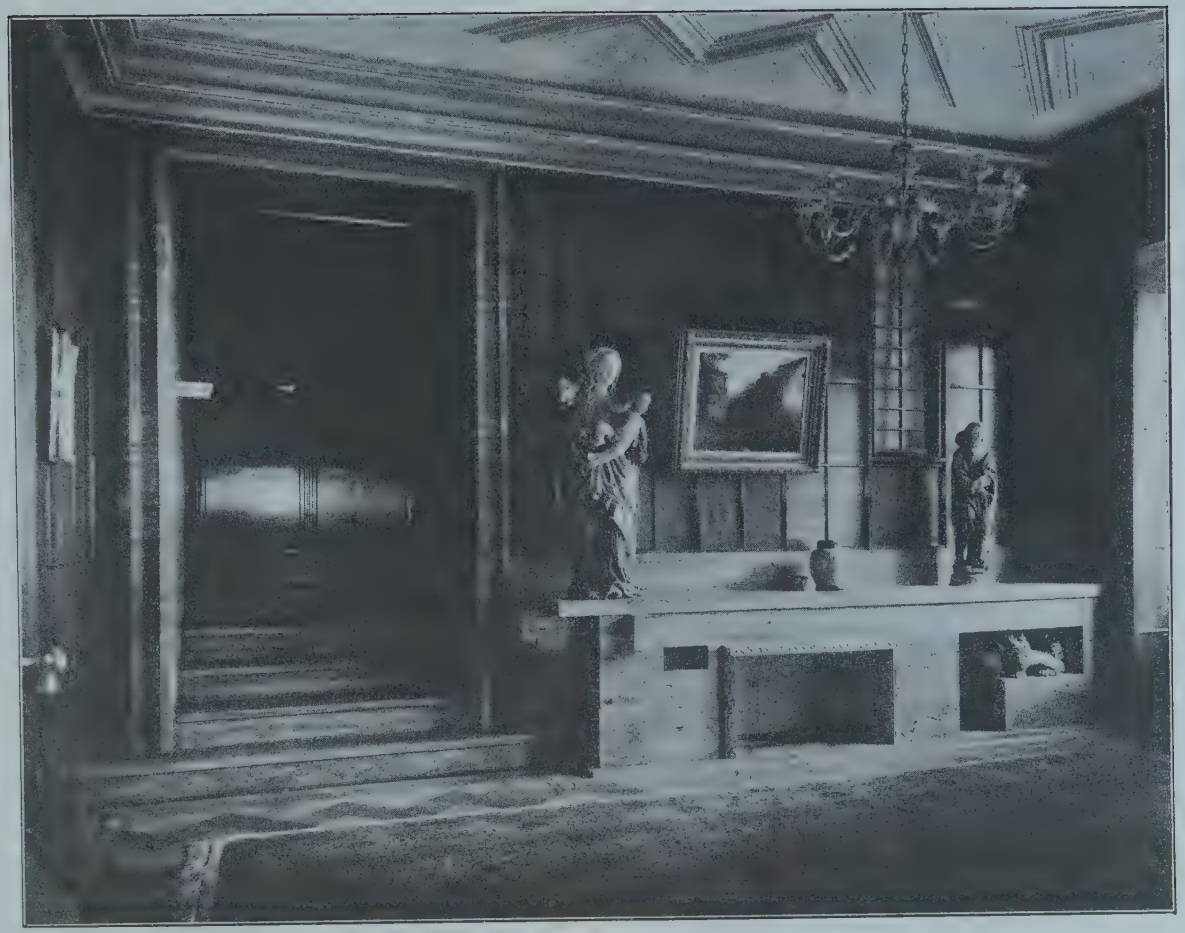
GUSTAV E. PAZAUREK

Die Scherenkünstlerin Luise Duttenhofer

ca. 100 Scherenschnitte auf 26 Tafeln in Mappe / Ladenpreis M 30.–

„Ist doch Luise Duttenhofer nicht nur für Schwaben, sondern überhaupt für ganz Deutschland eine künstlerische Kraft, die man kaum sonst zu ihrer Zeit findet, die auch später kaum erreicht worden ist."

VERLAG HERMANN PFISTERER, STUTTGART



Empfangszimmer Prof. E. Fahrenkamp, Düsseldorf / Ausführung: Bremer Holzkunst-Werkstätten

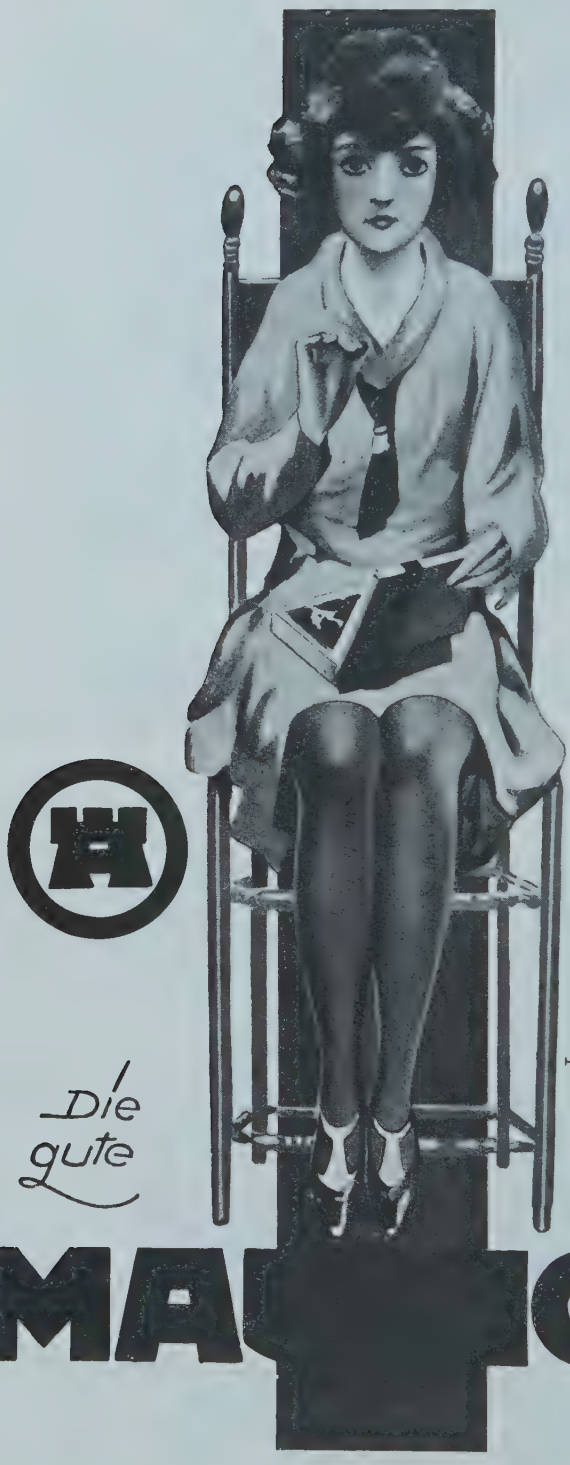
„Hommage à Levy". Anläßlich des 50. Geburtstages Rudolf Levys

David Teniers. Amor als Maler. Aus der Medici-Serie

Galerie Matthiessen, Berlin

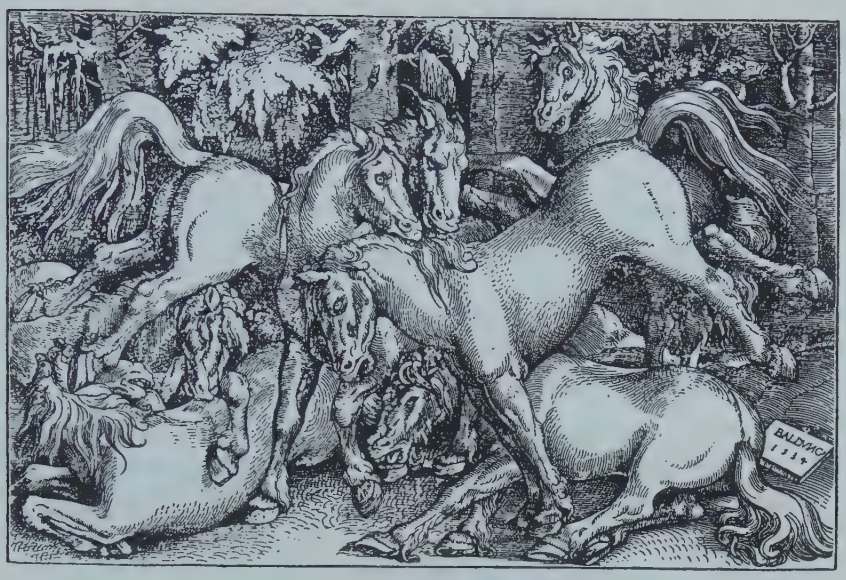
Tafelaufsatz. Altmeißener Porzellan mit französischer Montierung
Im Besitz von Flatow & Priemer, Berlin

Italienische Arbeit, vergoldet, um 1740
Sammlung Flatow & Priemer, Berlin



Die gute

MA ON



Hans Baldung Grien — Holzschnitt

Von der Dublettenversteigerung der Albertina bei Boerner

A PRINCESS WHO FLIES

The Earl of Oxford's Daughter, Princess Antoine Bibesco, goes up whenever she can—An Interview

By Blanche B. Elliott

I was fortunate enough to catch Princess Bibesco a short time before she was leaving London to join her husband, who is Roumanian Minister at Washington. The Princess was stopping with her sister, Lady Bonham Carter, and the fact at once became apparent that she is an enthusiastic airwoman.

"Oh, yes! I must admit that I love flying, and go up whenever I possibly can. I am awfully keen on it, and I think that women are becoming more and

Die Bücherstube

am Walraff-Richartz-Museum

Köln a. Rhein, Drususgasse 11

liefert Werke ihrer Literaturgebiete

gegen bequeme Ratenzahlungen

DIE GROSSEN
FRANZOSEN
DER GEGENWART
in mustergültiger deutscher Übersetzung

RAYMOND RADIGUET
Den Teufel im Leib
Roman
Pappe M. 4.50, Ganzleinen M. 5.50
Das Fest
Roman
Pappe M. 4.50, Ganzleinen M. 5.50
Diese **Liebes-Romane des XX. Jahrhunderts, von einem kaum Zwanzigjährigen geschrieben,** reihen sich in ihrer erstaunlichen künstlerischen Reife den **klassischen Liebes-Romanen** der Weltliteratur ebenbürtig an. Sie erregten bei ihrem Erscheinen in Frankreich das höchste Aufsehen aller Freunde einer blutvollen, aus dem Erlebnis heraus gestalteten Kunst.

CHÂTEAUBRIANT
Schwarzes Land
Roman
Pappe M. 6.50, Ganzleinen M. 7.50
Mit dem Goncourt-Preis gekrönt, steht Châteaubriant im Mittelpunkt des literarischen Lebens in Frankreich. Sein Roman Schwarzes Land wurde **innerhalb eines Jahres in 400 000 Exemplaren verkauft.**

FRANCIS CARCO
Der Gehetzte
Roman
Pappe M. 3.—, Ganzleinen M. 4.—
Mit dem großen Romanpreis der Französischen Akademie gekrönt.
An Straßenecken
Pariser Boulevard-Erzählungen
Pappe M. 4.50, Ganzleinen M. 5.50
Carco ist Paris die brausende, von Licht und Schatten erfüllte Weltstadt; seine Kunst ein unerbittlicher Naturalismus, der das Maskenhafte des Lebens aufdeckt und die Tiefe mit ihren Schauern und ihrer Schönheit vor uns aufleuchten läßt.

Verlag Die Schmiede
Berlin W 35, Magdeburger Str. 7
Fernsprecher Lützow 6167, Kurfürst 6619

more attracted by the possibilities of air travel. It is such a wonderfully quick way of getting about, and it enables one to avoid so many little niggling bothers associated with railway travelling. Personally, I find it very exhilarating."

In reply to my enquiry as to whether she had done any long-distance flying, Princess Bibesco replied that at present she had not made any really lengthy flights.

"Of course," she added, "I have had some wonderful flights in a military 'plane with B." (mentioning a well-known military pilot), "I have looped the loop and all that sort of thing—I simply loved it." In speaking of her transatlantic passage to New York, Princess Bibesco admitted that she was not a very good sailor, and that she regretted that an alternative of crossing the Atlantic by air was not possible. "If I could, I should do all my travelling by aeroplane. Aviation is one of the things in which I am sincerely interested, and I may be able to tell you something more about my flying experiences when I am back again in London—in about five month' time I hope. In the meantime, I have every minute of the day taken up with preparations for departure."

Princess Antoine Bibesco is the daughter of the Earl of Oxford and Asquith. Her first novel, "I have only Myself to Blame," attracted much attention through its outspokenness and individual note. "Balloons" and "The Fir and the Palm" are other novels from the same competent pen. She has a play, "The Painted Swan," ready for production.

(Air Ways.)

Folgende **Blasphemie** steht in Paul Westheims „Kunstblatt" anläßlich eines Aufsatzes von Iwan Goll „Der neue Pariser Chagall": Langsam erkennen es alle: nur über Paris geht des Malers Weg in die Welt. Kokoschka fühlt es — zu spät. Oder will er wieder in die Sexta, er, der Maestro von Dresden?

Rede, wie du sprichst

oder

Das Karussell der stehenden Redensarten.

Von *Erich Kästner.*

Motto:
„Wahnsinn, dein Name ist Methode."
(Dichter unbekannt.)

Zwei Herren, die wir — ohne sie dadurch über Gebühr zu beleidigen — A und B nennen wollen, geraten im Verfolg eines harmlosen Gedankenaustausches in einen Streit, den approximativ wiederzugeben als die Absicht des sogleich beginnenden Dialogs angesprochen werden kann.

A: O Sie Hornochse! Das schießt denn doch der Krone den Gipfel ab! Sie geraten wahrhaftig aus dem Hundertsten in die Traufe; Sie schütten ja das Kind zum Fenster hinaus!

B: Jeder zupfe sich vor seiner eignen Türe! Und eines rate ich Ihnen: Treiben Sie mich nicht auf die Spitze ...

A: Bangemachen ist Glückssache, Sie falsches Gebiß! Tun Sie bloß nicht so schmalspurig!

B: Sie sind wohl nicht recht bei Stimme, was? Sie Heliotropf? Das setzt doch dem Faß die Krone auf, Sie Hottentrottel, Sie Schmalhans in allen Gassen, Sie ...

A: Ruhig Gut und Blut, Herr ... Sonst werden Sie noch sehen, was Sie ernten. Nicht umsonst heißt es: Der Esel tanzt solange um den Brunnen, bis er bricht.

B.: Den Stuhl sollte man Ihnen ganz einfach vor die Pistole setzen, Sie fadenscheinheiliger Kerl! Sie mit Ihren fahreiligen Urteilen sollten, was ich sage, lieber etwas überlegen und nur von Durchfall zu Durchfall entscheiden ...

A: Pfui, Sie gemeines Objekt! Ihretwegen fällt mir kein graues Haar in die Suppe! Jawohl ... Die Axt im Haus ist besser als die Stumme auf dem Dach ... Ich könnte Ihnen was sagen, daß Ihnen das Herz zu Berge steht!

B: Ich soll Ihnen wohl zu Kopfe steigen? Sie werden gleich eine Ohrfeige beziehen, daß Sie denken, vorn und hinten fällt auf einen Tag!

A: Bei Ihnen ist wohl eine Schraube nicht ganz trocken, Sie Kompromißbrotesser? Eher schlage ich Ihnen die Hosen kurz und klein, daß Ihnen dick und dünn zumute wird.

B: Haha! Geben Sie lieber Obacht, daß ich den Nagel zu Ihrem Sarge nicht ins Schwarze treffe! Von Ihnen lasse ich mich nämlich nicht an der Straße herumführen! Es ist ja direkt zum Lachen ...

A: Da müssen Sie später zu Bett gehen. So schnell bläst man mir den

Wer wertvolle illustrierte Bücher, Luxus- und Pressendrucke, Kunst- und Kunstgeschichte, Literatur, Erst- und Gesamtausgaben, alte Drucke usw. **zu ganz besonders günstigen Preisen und Bezugsbedingungen kaufen will,** der verlange kostenlos unseren **Katalog Nr. 1** ◆ Wir kaufen jederzeit ganze Bibliotheken und Spezialsammlungen und geben auch leihweise Geld auf Bücher.

DEUTSCHE BÜCHERBANK / BERLIN-SCHÖNEBERG
INNSBRUCKER STR. 54 / FERNSPRECHER STEPHAN 9677 / 9678

Lebensfaden nicht aus! So schnell nicht! An den Rand des Zuchthauses müßte man Sie bringen!

B: Und Sie kommen doch noch zu Ihrer Ohrfeige, daß man alle zehn Finger singen hört, wo sich Ostern und Pfingsten gute Nacht sagen.

A: Ich werde Sie gleich zu Paaren treiben, verstanden?

B: Nun ist es aber genug! Sie stehen mir längst zum Halse heraus!

A: Überlegen Sie sich, was Sie sprechen, Herr! Der Krug geht solange zur Neige, bis er die Nase voll hat! Ich kann Sie nicht riechen! Das ist gerade, als ob man Taubenohren predigte...

B: Halten Sie Ihren Rand, Mensch! Von Ihnen lasse ich mich nicht auf den Besen binden. Ich werde Sie zu Wasser lassen, daß Ihnen die Butter nicht weit vom Stamm fällt...

A: Genug der Kopfspaltereien! Das Huhn im Topf erspart den Zimmermann. Machen Sie schnell dorthin, wo Sie hergekommen sind!

An dieser Stelle des Dialogs haut, wie zu erwarten war, der B dem A eine herunter. Teils von diesem Knall angelockt, teils per Zufall, teils von links und teils, um dem Streit ein Ende zu bereiten, tritt jetzt Herr C auf. Obwohl unaufgefordert und da er den Sport liebt, ergreift er das Amt des Schiedsrichters und spricht also:

C: Darf man wissen, warum die Herren sich zanken?

A zu B: Wollen wir's ihm sagen?

B zu A: Meinetwegen.

B: Wir stritten uns um den Wortlaut einer Redensart. Dieser Herr hier war kühn genug zu behaupten, es heiße: Ein Kaiser reißt dem andern keinen Bart aus. — Ich bitte Sie!

A: Lassen Sie mich auch bitten! Hören Sie nur, was er sagte! Es heiße: Das setzt doch dem Kaiser die Krone auf! Ist das nicht lächerlich?

C: Meine Herren, Sie sind beide im Unrecht. Es bereitet mir Genugtuung, Ihnen mitteilen zu können, daß die Redensart noch anders heißt.

A und B: Wie denn?

C: Sie heißt: Gehen Sie dorthin, wo selbst der Kaiser ein Loch gelassen hat...

*

Daraufhin brachen die drei Herren in eine helle Blutlache aus, verloren die Köpfe und gingen hinfort.

Cafés Littéraires.

Il y a toujours eu des cafés littéraires. Sans remonter jusqu'à l'antiquité en perruque du grand Alcandre, sans parler du célèbre cabaret de la Pomme de Pin, au cours du siècle dernier, nous voyons son enfant gâté (gâté par George Sand), le poète des Nuits, finir sa vie au café de la Régence. On dit que certains soirs, le poète refusait de s'en aller à la fermeture du café; le seul moyen qu'on eut de le faire sortir, c'était de prendre un verre d'absinthe et de le porter sur le trottoir. Pauvre Musset qui fait encore rêver les jeunes filles! Ninette, Ninon et Lucie dont les blanches mains voltigent «sur le clavier d'ivoire...»

La légende représente volontiers Verlaine au Vachette où Moréas frisait sa célèbre moustache, au Vachette, dans les cafés d'étudiants du quartier Latin, dans les petits bars de la Contrescarpe et chez les bougnats du quartier Plaisance, lorsqu'à Broussais, on lui avait donné une permission dont il abusait. On a beaucoup écrit sur Verlaine et l'absinthe, la « fée verte ». Le vert était à la mode chez les décadents :

Ah! verte, verte, combien verte
Etait mon âme ce jour-là

raillait plaisamment Adoré Floupette. L'ivresse de Verlaine, je ne l'ai jamais si bien comprise qu'en lisant ces vers d'un poète injustement ignoré, Antonin Artaud,

FILIALEN: BERLIN · CÖLN · DÜSSELDORF · LONDON

VERTRETER AN ALLEN PLÄTZEN

MAN VERLANGE KATALOG UND PREISLISTE, AUCH ÜBER EINBAU-INSTRUMENTE (WELTE-MIGNON, PIANOLA, IBACHIOLA)

VOM STAMMHAUSE BARMEN

par ailleurs comédien d'un talent singulier, dont l'esprit inquiet et malade a parfois des « cris » émouvants. Qu'on lise ce début de Verlaine boit :

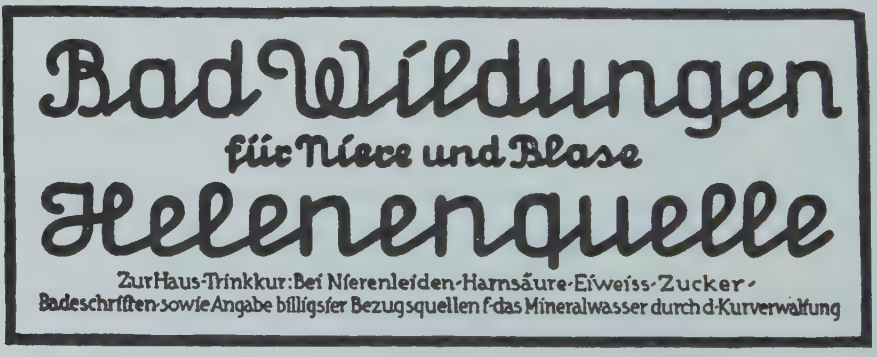
Il y aura toujours des grues au coin des rues,
Coquillages perdus sur les grèves stellaires
Du soir bleu qui n'est pas d'ici ni de la terre,
Où roulent des cabs aux élytres éperdues.
Et roulent moins que dans ma tête confondue
La pierre verte de l'absinthe au fond du verre...

Quelques années avant la guerre, il y avait place Saint-Michel, ce « caveau maudit » où Guillaume Apollinaire et André Salmon se rencontrèrent, si l'on en croit le poète d'Alcools, un soir, « au temps de leur jeunesse » et que fréquentaient aussi Jarry et bien des « jeunes » qui ont vieilli. Il a disparu aujourd'hui ce caveau qu'il ne faut pas confondre avec la Bolée, cabaret artistique de la rue de l'Hirondelle. La Bolée est une sorte de succursale du Lapin-Agile. Même public de faux rapins et de grisettes attardées qu'on retrouve à la Source et au d'Harcourt.

A Montmartre, il y a Maniére, rue Caulaincourt, rendez-vous de journalistes où la cuisine est bonne et le vin excellent, les Pierrots, place Pigalle. Là quelques purs artistes se mêlent à la clientèle ordinaire de professionnelles, de marlous, de marchands de « neige » et de musiciens de restaurants de nuit. Parler de Montmartre, n'est-ce pas nécessairement parler de Max Jacob ? Il y a quelques années, on le trouvait souvent l'après midi installé derrière une vitre des Pierrots, dessinant de spirituelles gouaches où le jet d'eau de la place Pigalle tenait le premier plan. A cette époque, vers la fin du printemps de 1921, on le voyait aussi le mardi soir, au café de la Savoyarde, rue du Chevalier-de-la-Barre, au pied du Sacré-Cœur. Il avait pris un jour, un soir, pour recevoir ses amis, le mardi, comme Mallarmé, mais comme son logement, rue Gabrielle était trop petit pour contenir tous ses amis (heureux Max Jacob à qui la maison de Socrate n'eût pas suffi), il recevait dans les salons de la Savoyarde. Charmante Savoyarde ! avec la vue de Paris illuminé comme à l'Opéra-Comique, dans Louise, le patron et la patronne avaient trois filles charmantes. Un soir, je ne sais plus à l'occasion de quelle fête, tout le monde dansa et Max Jacob lui-même avec une des filles de la maison. Et les diners de la Savoyarde ! Le mardi, à partir de neuf heures, on y retrouvait des amis et des confrères. André Malraux qui faisait de brillantes apparations et son ami Louis Chevasson que Max Jacob surnommait Grain-de-Café ; Pascal Pia, Antonin Artaud, la bande de l'Œuf Dur, parfois le peintre Elie Lascaux qui habitait un appartement extraordinaire dans la maison du Panorama du Sacré-Cœur, aujourd'hui détruite. « Le vieux Paris n'est plus », disait Baudelaire de qui Lascaux avait écrit quelques vers sur sa porte :

C'est le Diable qui tient les fils qui nous remuent...

Ensuite arrivait un autre peintre André Utter, amenant avec lui la gaîté. Et l'on terminait la soirée par un grand saladier de vin chaud à la française.



Je n'en finirais pas si je voulais évoquer tous les cafés fréquentés par des littérateurs et des artistes ; rien qu'à Montmartre et sur la place du Tertre, le tabac du père Lemoine, le Clairon des Chasseurs, Bouscarat ; dans la rue du Mont-Cenis Gymalac et le petit bar qui fait le coin de la rue du Mont-Cenis et de la rue du Chevalier-de-la-Barre où la veille du 14 juillet, dansent M. et Mme Cuttin. Entre les danses, ils vont se rafraîchir : « Peu importe la couleur dit M. Cuttin, pourvu que ce soit du rouge.» M. Cuttin est architecte, presque toujours vêtu d'une jaquette à longues basques et coiffé d'un tout petit chapeau melon, il porte une barbe assyrienne comme on en voit peu. L'art ne saurait décrire Mme Cuttin. La discrétion, la simplicité de son air et de son costume la font

Augusta von Zitzewitz

échapper à la cruelle analyse. Montmartrois endurcis, M. et Mme Cuttin ne sauraient vivre loin du Sacré-Cœur et l'été, lorsque, contraints par une barbare coutume, ils se forcent d'aller à la campagne, c'est à Saint-Ouen parce qu'on y entend l'écho de la Savoyarde.

A Montparnasse s'ouvre la Rotonde, café des Deux-Mondes ; autour d'elle, le Vavin, le Parnasse, quelques bars américains et au bout du boulevard, la triste Closerie des Lilas, l'oubliée, où jadis brillait Paul Fort. Mais entre Montmartre et Montparnasse, il y a encore devant Saint-Germain-des-Prés, les Deux Magots, fréquenté surtout par des peintres et les meilleurs, non loin de là, Flore, où en 1917, Apollinaire tenait sa cour et, passage de l'Opera, le café Certa, rendez-vous des Dadas dont Louis Aragon raconte l'histoire dans le Paysan de Paris, où il peint avec quelle grâce aiguë la vie des passages du boulevard. Il y a aussi le Bœuf sur le toit, bar à la mode où se lèvent les étoiles de la jeune littérature, mais je n'en dirai rien. Maurice Martin du Gard qui le connaît beaucoup mieux que moi vous en a trop bien parlé pour que je veuille m'y risquer.

Georges Gabory. (Nouvelles Littéraires.)

Henry Fords Aktienkapital.

Aus den Büchern der Ford Motor Company sind kürzlich die Kapitalanlagen der ursprünglichen Teilhaber der Ford Motor Co. veröffentlicht worden, sowie die Gewinnbeträge, die diese Teilhaber im Lauf der Zeit erhalten haben, oder die Summen, die sie beim Verkauf ihrer Anteile erhielten. Es ist vorauszuschicken, daß von den 97 400 Doll. des Stammkapitals der Gesellschaft nur 28 000 Doll. in barem Geld einbezahlt wurden. Ford selber übernahm Aktien als Gegenwert für sein Automobil und gab dem in nachstehender Liste an zweiter Stelle genannten Teilhaber Malcomson 25 500 Doll. in Aktien für die Garantie, die dieser für nicht bezahlte Forderungen an die Gesellschaft übernahm. In gleicher Weise zahlten auch die beiden Dodge kein bares Geld ein, sondern verpflichteten sich zur Lieferung von Material als Gegenwert für die übernommenen Aktien. Die anderen Teilhaber zahlten gleichfalls meist nur einen Teil ihres Aktienbetrags in bar ein, den Rest in einfachen Schuldscheinen.

Die ursprüngliche Teilhaberliste war die folgende:

Henry Ford	25 500	Doll.
Alex. Y. Malcomson	25 500	„
John S. Gray	10 500	„
John F. Dodge	5 000	„
Horace E. Dodge	5 000	„
Horace H. Rackham	5 000	„
Albert Strelow	5 000	„
John W. Anderson	5 000	„
C. H. Bennett	5 000	„
V. C. Frey	2 400	„
James Couzens	2 400	„
C. J. Woodhall	1 000	„
Miss R. V. Couzens	100	„

LEONHARD TIETZ AKT. GES.
TIETZ
KÖLN

DAS HAUS DER QUALITÄTSWAREN

FILIALEN IN: AACHEN · BARMEN · BONN · CASSEL · COBLENZ
CREFELD · DÜREN · DÜSSELDORF · ELBERFELD
ESCHWEILER · MAINZ · MAYEN · REMSCHEID · STRALSUND

Nun die Schicksale dieser verschiedenen Beteiligungen:

Malcomson verkaufte nach einiger Zeit seine Aktien an Ford für den Betrag von 175 000 Doll. Heute würde sein Aktienanteil 250 000 000 Doll. wert sein.

Strelow verkaufte seinen Anteil von 5000 Doll. an James Couzens für 25 000 Doll., um sich an einer Goldmine in British Columbia zu beteiligen, in der er sein Geld verlor. Sein Aktienanteil wäre heute 50 000 000 Doll. wert.

Bennett, Frey und Woodhall verkauften gleichfalls ihre Aktienanteile, bald nachdem Malcomson die seinigen verkauft hatte. Bennett und Frey erhielten von Ford und Couzens je 25 000 Doll. für ihren Aktienanteil. Woodhalls Anteil wurde von Ford für 5000 Doll. aufgekauft.

Frl. R. V. Couzens, die Schwester von James Couzens, erhielt für ihren Aktienanteil im Betrag von 100 Doll. im ganzen 355 000 Doll. James Couzens erhielt im ganzen 39 500 000 Doll. Die Vermögensverwaltung von Gray verkaufte dessen Aktienanteil, nachdem sie Dividenden im Betrag von 10 335 075 Doll. erhalten hatte, für 26 250 000 Doll.

Die Anwälte Rackham und Anderson erhielten für ihre Beteiligung von je 5000 Doll. je 17 435 750 Doll. Die Brüder Dodge erhielten im ganzen 34 871 500 Doll.

(Amerikanische Stimmen, Leipzig.)

Hymne an das Leben.

(Auf einer Kindertrompete vorzutragen.)

Wem Gott ein Amt gibt,
Raubt er den Verstand,
In Geist ist kein Geschäft zu machen,
Nehmt euren Kopf und haut ihn an die Wand.
Wenn dort kein Platz ist,
Setzt ihn wieder auf.

BUCHDRUCKEREI
POESCHEL & TREPTE · LEIPZIG
MIT WERTPAPIER-ABTEILUNG
SEEBURGSTRASSE 57
*

Der Gott, den Arndt das Eisen wachsen ließ,
Schuf auch das Blech und ähnliche Metalle.
Bedenkt es wohl, ihr seid im Paradies,
Seid hoffnungsvoll und meidet die Krawalle.

Macht einen Puckel, denn die Welt ist rund,
Wir wollen leise miteinander sprechen.
Das beste ist totaler Knochenschwund,
Das Rückgrat gilt moralisch als Verbrechen.

Nehmt dreimal täglich eine Frau zum Weib,
Pro Jahr ein Kind und Arbeit, sonst die Pflicht.
Das Leben ist ein sanfter Zeitvertreib.
Spuckt euch vor'm Spiegel manchmal ins Gesicht!

Nehmt Vorschuß, laßt euch das Gehalt verdoppeln,
Des Morgens Arbeit, abends manchmal Gäste.
Es braust ein Ruf von Rüdesheim bis Oppeln,
Der Schlaf vor Mitternacht ist doch der beste.

Ich möchte einen Schrebergarten haben,
Mit einer Laube und nicht allzu klein.
Es ist so schön, Radieschen auszugraben,
Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein.

(Gedichtet und vorgetragen von Walther Lindgens, Mixer der Overstolzenbar.)

Hauptmanns Festspiel.

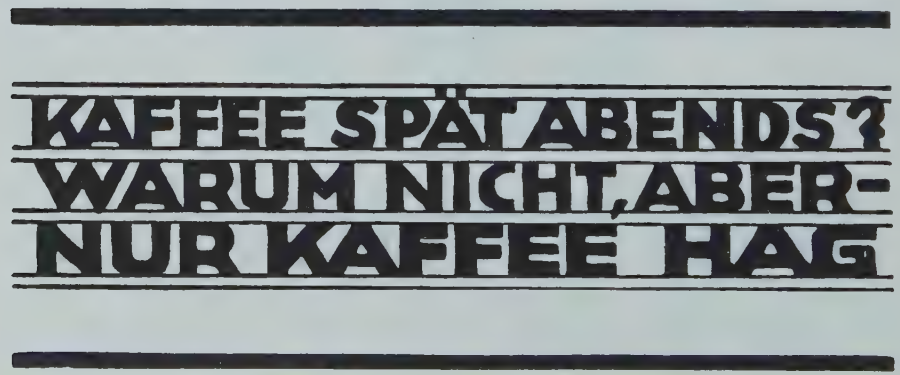
Zur Eröffnung des Deutschen Museums.

Zur Einweihung des Deutschen Museums in München hat Gerhart Hauptmann ein Festspiel gedichtet, das der weiteren Oeffentlichkeit zuerst nicht durch den Druck, sondern heute durch den Rundfunk vermittelt wird. Das Festspiel hat folgenden Inhalt:

Die hohe Mutter Deutschland sitzt in dunklen Schleiern auf dem Thron. Der Herold bewillkommt die Erschienenen und sagt ihnen, daß hier ein gutes deutsches Werk gelungen sei. Die Königin freilich vermöge des Trauerschleiers noch nicht zu entraten. Chöre der Jünglinge und Jungfrauen weisen auf das am Himmel stehende Morgenrot hin.

Der getreue Eckart, mit Rosen an Helm und Schwertknauf, erzählt auf die Frage der Jünglinge, wo er in der schweren Zeit der Angst gewesen sei, daß er sich verborgen habe, wo die Vergessenen lebten, daß der Sturm ihn mit Sand verweht, daß Geschwätz, Geplärr und Getu ihn verbannt hätten.

Im zweiten Bild schmiedet ein gewaltiger Schmied einen Nagel, wie er es jeden Tag getan. Dieser soll der letzte sein. Bevor aber das Werk nicht



ganz vollendet ist, seien Fanfaren und Festeslärm noch verfrüht. Handwerker aller Art stürzen herein, die der Herold unwirsch abweist. Aber Peter Vischer klärt ihn auf: „Kein Chaos ist dieses hier. Dem, was der Herold so nennt, sollen ungezählte Wunder entsprießen." Und er empfängt aus des Schmiedes Hand den letzten fertigen Nagel, noch unschlüssig, welche Hand würdig genug sei, ihn einzuschlagen.

Da erscheint ein riesenhafter Pilger, der auf dem Nacken ein Kindlein trägt. Das habe er auf der Spitze des Sebaldusgrabs in Nürnberg gefunden und, so schwer es auch sei, hierher gebracht, damit es den letzten Nagel eintreibe. Auf das Gelächter der Handwerker erklärt nun Peter Vischer: Dem Riesen verleihe das Kindlein seine Kraft; ohne den Riesen aber sei auch das Kind verloren. Sie ergänzten einander etwa wie Gedanke und Tat.

„Dieses Neugeborene
Mußte sein vor dem ersten Stein.
Es ist himmlisches Fleisch und Bein,
Ist der schöpferisch Erkorene,
Auch unseres mächtigen Werkes Urweckerlein."

Darauf tut das Kind die drei letzten Schläge mit Hammer und Nagel...

(Voss. Ztg.)

Larissa Reißners Aufsatz „Kytlym" im vorigen Heft des Querschnitt ist ihrem Buche „Kohle, Eisen und lebendige Menschen. Reisebericht aus dem Ural" entnommen, das demnächst im Neuen Deutschen Verlag, Berlin W 8, herauskommen wird.

Hermann Hertz †

Vor einigen Monaten, nachdem er noch kurz vorher eine Geschäftsreise nach Brasilien erledigt hatte, ist unser alter Freund, Mitinhaber der Korsettfabrik R. & H. in Köln, gestorben. Älter als wir alle, hat er Seite an Seite mit uns gestritten, Sonderbund, Wallraf-Richartz-Museum, Kölner Kunstverein, überall war Hermann Hertz' Einfluß feststellbar, wenn nicht maßgebend. Unter den Kunstmatadoren der westlichen Metropole war er das vorwärtsstrebende Element. Kölns Oberbürgermeister, die sämtlich in den Traditionen heiliger Kunstbegeisterung lebten, aber zu Picasso und Derain in kein näheres Verhältnis kommen konnten, wußte er geschickt zu nehmen. Er war die natürliche Brücke zwischen den „alten Kölnern" und Hagelstanges Avantgarde, die in die neugotische Stilgerechtigkeit des Wallraf-Richartz-Museums das Krumme und Schiefe hereinbrachte. Kölns Oberbürgermeister, die in der Poesie der Madonna im Rosenhag groß geworden waren, konnten sich schwer zu den verheißungsvollen Dämmertönen Gauguins, noch schwerer zum Kubismus, der wie ein Krachgewitter heraufzog, entschließen. Sie liebten außer den „alten Kölnern" das XVIII. Jahrhundert. Köln war mit seinem gotisch gedüngten Boden der Hüter der Tradition. In den heftigen Kämpfen um das Neue in den Kommissionen verlor Hagelstange buchstäblich sein Leben; der einzige, der ihm durch dick und dünn beistand, war Hermann Hertz.

Sein tägliches Leben war Fischbein, Besatzstoff, Garnierung; unpoetisch trotz „Forma Büstenhalter eingebaut". Um 5 war Schluß, dann traf man sich im Café Damm, Hohe Straße: Schmitz, der damals schon vom Kölner Männergesangverein abrückte, nachdem er wegen seines lyrischen Tenors noch vor kurzem dessen Eckpfeiler gewesen war, Direktor Kluge, der den Kölner Kunstverein aus bescheidenen Anfängen bis zur Gratisverteilung von Kunstblättern nach Leibl und Stephan Lochner gebracht hatte, Hagelstange und manchmal unser Freund Josef Feinhals, Ignaz Fottner-Mâcon mit seiner roten Glühbirne und fast jeden Tag Museumsdirektoren und Kunsthändler auf der Durchreise nach Paris und London.

Die Kunsthändler beklagten sich, daß er für kleine Summen Standardwerke

erwerben wollte. Dies hat er mit Sammlern wie dem Prinzregenten von Bayern bis zu Pierpont Morgan gemeinsam. Der Haß der Kunsthändler ehrt den Sammler und umgekehrt. Mit dem Spürsinn und, worauf er mit Recht stolz war, wenig Geld, hat er eine respektable Sammlung aufgebracht. Diese Sammlung war Er, fondgediegen, keine Extravaganzen, mäßige Anfänge bis zum sicheren Qualitätsgefühl seiner letzten Käufe. Beweis für Schläue und Selbständigkeit des Urteils, daß er aus einem so miesen wie dem Düsseldorfer Kunstgebiet mit sicherem Auge das Respektable herausholte: das sind Sammlungen, die Hand und Fuß haben, und — Qualität hin und her — als eine wirkliche Sammlertalentprobe turmhoch erhaben sind über das Zusammenstoppeln anerkannter Werke, wo die einzige Tätigkeit im Scheckausschreiben besteht.

Hermann Hertz

Infolgedessen hatte man im Gegensatz zu den per Scheck aufgereihten Sammlungen in Hermann Hertz' weitläufiger Wohnung das Gefühl von Solidität und richtiger Art. Es war eine XIX.-Jahrhundert-Ausstellung im kleinen, dazu einige Neuerscheinungen, die jungen Rheinländer und Franzosen, und von Rudolf Levy ein auseinandergeplatzter Kürbis, eins seiner besten Stilleben, trotzdem dessen Lieblingston, Krapplack, darauf fehlt. Unzählige Mappenwerke, eine große kunsthistorische Bibliothek vervollständigten die künstlerische Atmosphäre und setzten Hermann Hertz in den Stand, sich über jedes Kunstgebiet auch ohne Reisen genau zu orientieren, was den Inhalt seiner höchst ökonomisch und konsequent ausgesparten Muße bildete.

Diese Art Leben kann man erfüllt nennen, wozu gehört, daß man nicht das Unmögliche will und durch Konsequenz des Gewollten ein Leben in Praxis und Schönheit erreicht. Für unsern Freund, der seine Freundschaft bewies, indem er den vielen Künstlern und Kunstliebhabern, die mit oder ohne Ausnutzungsabsichten an ihn herantraten, stets half, war das Geschick günstig; nur in den letzten Jahren litt er unter seinem körperlichen Zustand. Er war der alte gute Typ eines Kaufmanns und ein in sich ruhender Mensch, der die Welt sich austoben ließ vor seiner Wohnung, und nur hinein ließ, was er nach gründlicher Überlegung für homogen hielt mit ihm zu leben. Das Stück Kunstgeschichte, das Köln für uns repräsentiert, ist mit seinem Namen ein für allemal verknüpft.

H. v. Wedderkop.

Rudolf Levy — Photo Walter Klug

Rudolf Levy 50 Jahre.

Nicht wie seinerzeit Oberst von Hugo, damals Kommandeur des ersten thüringischen Infanterieregiments Nr. 31 in Altona, den Zusammenhang zwischen diesem Regiment und Bismarck ohne weiteres, d. h. ohne Hintergedanken, und mit der Freude des Entdeckers geschichtlicher Zusammenhänge, konstruierte, indem er sich vor der Front dieses übrigens sehr anständigen, in Paradeformation aufgestellten Regiments, in den Bügeln hob zu folgender Ansprache:

„Und welch wunderbare Fügung!
Am selben Tage!
An welchem der alte Reichskanzler Fürst Bismarck!
Das Licht der Welt erblickte!
Erfolgte auch die Gründung dieses Regiments!"

Nicht so wie dieser konstruierte, wenn auch verführerische Zusammenhang ist der zwischen unseren Freunden, dem Altmeister Levy und dem kürzlich

Direkter Import

OSTASIATISCHER KUNST

Theodor Bohlken

BERLIN W 62

Kurfürstenstraße 122, nahe Nettelbeckstr.

Telefon: Lützow 5947

verstorbenen Hermann Hertz. Es ist der natürliche Zusammenhang von schaffendem Künstler und Mäzen. Beide mokierten sich mit Liebe über einander, Hermann Hertz liebte das Zauberhafte der Bohème-Existenz Rudolf Levys in dessen Vorkriegszeit, deren Unsicherheit ihn begeisterte, während Levy zur Abwechslung die festbegründete bürgerliche Existenz seines Mäzens als regelmäßigen Ankerplatz aufsuchte.

Sie trafen sich in Köln und in Tunis, wo Levy ein Zimmer bewohnte, das zugleich eine Theaterloge war, so daß Levy Hermann Hertz jeden Abend mit in seine Loge nehmen konnte, von wo aus sie sich die schönsten Opern anhörten. Hertz ließ Levy nicht im Stich. Als Levy an Flechtheim aus Algier telegraphierte: wenn nicht bis übermorgen Geld, gezwungen in Fremdenlegion zu treten!, telegraphierte Flechtheim zurück: tritt!, während Hermann Hertz ihm 300 Mk. überwies.

Manchmal kam Levy in die Fremde, nach Deutschland. Es ist einseitig, ihn als Maler zu schätzen, auch seine Gedichte sind gut, und sein Vorkriegsleben ist ein Kunstwerk, ein himmelschreiender Wirrwarr, da alle Art Existenzen, mochten sie noch so klein, so geheimnisvoll, so unzulänglich sein, von ihm für eine kurze oder längere Strecke mitgelebt wurden, objektiv mitgelebt, und alsdann in die kondensierte und abgeschlossene Form gebracht wurden, in der sie in seiner Erinnerung weiter leben. Die zweite Hälfte zum Erfolg fehlt ihm: diese Erlebnisse zu Papier zu bringen. Es wäre eine harte Konkurrenz für Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst, und hätte den Vorteil, die Menschheit noch mehr als bisher von dem theoretischen Betrachten von Kunstwerken abzubringen. Es wäre ein Beweis, daß Künstler Menschen sind: Artaval, der vom „Dôme" aus buddhistischer Mönch wurde, Werth (Du Werth an meinem Hint...), Howard-Leipzig, der von seinen englischen Königsahnen viel erzählte, Levys arabischer Diener, der aus grenzenloser, totbereiter Ergebenheit ihm auf nächtlichen Gängen auf dem Montmartre in unbekanntesten Gegenden Zettel zustecken ließ mit: „gare à ton honneur", ganz zu schweigen von den Großen: Pascin, Purrmann, Niels v. Dardel, Benno Elkan, zu der Zeit, als er noch mies und unansehnlich halbseidene

Regenschirme verkaufte, Wätjen, Gottlieb, Kisling und Picasso: von diesen war er Fleisch von ihrem Fleisch und Geist. Wäre er an einer Regierung oder einem Landgericht gewesen, so wäre er ein idealer Kasinovorsitzender geworden. Er war der geborene Allvater, der alles zusammenhielt, wobei ihm zustatten kam, daß er sich um Mädchen nicht kümmerte. Dieses Dezernat hatte Wätjen und hat es mit einer über tiefsten Stumpfsinn weit hinausgehenden Pflichttreue verwaltet, indem er neun Jahre jeden Abend in den Bal Tabarin ging.

Nunmehr ist Levy arriviert, der Araber, der seinerzeit den Saum seines harten, in Marseille getauschten Anzugs küßte, würde jetzt die Lippen auf weichen Flaus drücken. Levy hat sich einen Smoking bei S. Adam machen lassen und trägt nicht mehr den alten historischen schwarzen Mantel mit dem immer kleiner werdenden Samtkragen. Nachdem er im Kriege tapfer gewesen war, hat er eine Frau genommen, die er sein Vögelchen nennt, ein Ereignis von zweifacher Bedeutung, vom Standpunkt des Menschen und Mannes aus. Treu ist er dem Dôme geblieben, in dessen unmittelbarer Nähe er wohnt, in dem er morgens seine Briefe schreibt, der älteste Klient am Platze. Statt nach Estaque geht er nach Sanary, auch dort die Ruhe um sich verbreitend, die ihn nirgendwo verläßt. Er hat den Père Cézanne noch erlebt und hat für die Begründung seines Ruhmes im Dôme das letzte in regelmäßigen Diskussionen hergegeben. Er war der Schüler Matisses, er ist mit Recht der Hüter der alten französischen Tradition, und hat es sich damit erspart, an den hochfliegenden Schäbigkeiten des Expressionismus teilzunehmen. Diese Dinge spielten sich um ihn herum ab, ohne daß sie ihn aus seiner Ruhe brachten. Er wird sein Leben folgerichtig beenden, es ist kein Anzeichen vorhanden, daß er, so alt er werden mag, es ändern wird.

H. v. Wedderkop.

Agfa-

Photographie in Kunſt und Wiſſenſchaft

ist die große Helferin auf allen Kunst- und Forschungsgebieten, wo es darauf ankommt, zuverlässige, bildliche Wiedergabe zu erzielen. Jeder ernsthaft Arbeitende wird nur zu erstklassigem Material greifen.

Agfa-Rollfilme, -Filmpacke, -Photo-Platten

sind zuverlässig, haltbar, einfach zu verarbeiten, den höchsten Anforderungen entsprechend.

VERLANGEN SIE das AGFA-PHOTO-LEHRBUCH für Anfänger, es kostet 20 Pf. oder das wissenschaftlicher, ausführlicher gehaltene AGFA-PHOTO-HANDBUCH, es kostet **80 Pf.**

Beim Photohändler oder auch direkt zu beziehen von der

Agfa BERLIN SO 36

Gebet.

Während des Krieges in einem kleinen Hotel in Brüssel.

O Dieu charmant de mes plus belles journées,
Quand nous habitions tous les deux rue Delambre!
Est-ce que c'est toi, qui me donnes l'idée
De sonner une fois pour la femme du chambre?

Et toi, Dieu sanglant des champs de bataille,
Qui tu étais en moi au coup du canon,
Pourquoi toujours ton sourire canaille
Quand je sonne deux fois pour le garçon?

Et enfin toi, Dieu flamand ou wallon de Bruxelles,
Si tu es vraiment un frère de celui de la Seine,
Laisse-moi donc, par pitié éternelle,
Sonner une fois trois fois pour l'homme de peine!

Rudolf Levy

(Aus den „Liedern des alten Morelli", Privatdruck der Galerie Flechtheim.)

Diesem Heft liegt anläßlich des 50. Geburtstages von Thomas Mann ein 16 seitiger illustrierter Prospekt des Verlages **S. Fischer,** Berlin, über die Werke von Thomas Mann bei.

Diesem Heft liegt ein illustrierter Prospekt der Firma **Pan-Verlag Rolf Heise** über das „Jahrbuch der Charakterologie" bei, den wir allen Freunden psychologischer Forschung zur Beachtung empfehlen.

Anspruchsvoll reißt die Zeit an unseren

NERVEN

Tobende Quälgeister pochen im Schädel.
Erschöpft suchen wir Hilfe

SATYRIN

heißt die Rettung

Der Arzt empfiehlt es / Der Apotheker führt es

SATYRIN GOLD für den Herrn

SATYRIN SILBER für die Frau

Jugendfrische. Lebensfreude kehren zurück

Der Sieg der Wissenschaft!

AKT.-GES. HORMONA / DÜSSELDORF

Anfang Juni erscheint:

JAPANISCHES GESPENSTERBUCH

herausgegeben von

Oscar und Cäcilie Graf

142 großenteils mehrfarbige Tafeln nach japanischen Malereien und Holzschnitten

Quartformat. 76 Seiten Text von C. Graf-Pfaff
In Liebhaber-Halblederband Rm. 240.—

Eine fast unbekannte Seite japanischer Kunst

erschließt dieses Buch durch eine Fülle sorgfältig ausgewählter Bilder in originalgetreuer Wiedergabe. Stärkste künstlerische Phantasie und Gestaltungskraft haben diese Kompositionen von packender Größe geschaffen. Der Text führt in die japanische Gespensterwelt zum Verständnis für deren künstlerische Schilderung kurz ein. Durch seine buch- und reproduktionstechnischen Qualitäten ist das Werk

ein Ereignis für alle Buch- und Kunstfreunde

Prospekt mit Probebildern durch alle Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

DIE GROSSE SEHNSUCHT jedes Kunstliebhabers und der Traum jedes Bücherfreundes ist, mit wenig Mitteln jene neuartige Kunstgeschichte zu erwerben, die in der höchsten Fülle und Vollendung ihrer bildlichen Ausstattung, in der ganz neuen Methode der Kunstgeschichtsschreibung ein Stolz der deutschen Wissenschaft und Kunstgeschichtsschreibung ist. Das „Handbuch der Kunstwissenschaft", begründet von Univ.-Prof. Dr. Burger, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Brinckmann-Köln, in geistvoller, volkstümlicher Form geschaffen von einer großen Anzahl Universitätsprofessoren ist mit seinen ca. 10000 Bildern in herrlichem Doppeltondruck, zahllosen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck eine der schönsten Erscheinungen der deutschen Bildungsliteratur.

NUR 8 M. Monatszahlungen ermöglichen auch Minderbemittelten den Bezug.

MAN VERLANGE ANSICHTSSENDUNG Nr. 32.

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam

URTEILE DER PRESSE:

„Ein in jeder Beziehung großartiges Werk" (Zeitschrift). „Ein Werk, auf das wir Deutsche stolz sein können" (Chr. Bücherschatz). „Die neue Kunstgeschichte, die bisher so gut wie unbekannt war" (Berl. Tageblatt)

TIEFDRUCKE
KUPFERDRUCKE

einfarbig u. mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW 48

Wilhelmstraße 133 / Fernsprecher: Lützow 2810 und 6387

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK

Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

FEDOR MICHAJLOWITSCH DOSTOJEWSKI

Der Idiot

Roman. Deutsch von Reinhold von Walter.

Dieses Buch ist erschütternd, vernichtend und erhebend wie das Leben selbst. Die neue Verdeutschung stammt von Reinhold von Walter, der ihr sein bedeutendes Können mit hingebungsvollem Verständnis gewidmet hat.

Zwei Bände. In Ganzleinen M. 18.—

Verbrechen und Strafe

Roman. Deutsch von Gregor Jarcho.

Zwei Bände. In Pappe M. 18.—, in Halbleder M. 20.—

Das tote Haus

Übertragen und eingeleitet von August Scholz.

In Pappe M. 6.—, in Halbleder M. 7.50

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

ENTSPANNUNGSBÜCHER ZUR ERHOLUNG

MAX HERRMANN-NEISSE

DIE BEGEGNUNG / ERZÄHLUNGEN / UMSCHLAGZEICHNUNG VON GEORGE GROSZ / BROSCH. M 4.50, GEBUND. M 5.50

Max Herrmann ist kein Objekt der Kritik, sondern von Wert.
„Vossische Zeitung"

WALTER MEHRING

WESTNORDWESTVIERTELWEST / ODER ÜBER DIE TECHNIK DES SEEREISENS / FARBIGER UMSCHLAG UND VIELE TEXTZEICHNUNGEN VOM AUTOR / BROSCH. M 3.50, GEBUND. M 4.50

Walter Mehring ist der einzige wirkliche Kerl unter den jungen deutschen Dichtern.
„Neues 8 Uhr-Blatt", Wien

WALTER SERNER

DIE TIGERIN / EINE ABSONDERLICHE LIEBESGESCHICHTE ROMAN BROSCHIERT M 2.75, GEBUNDEN M 3.75

Unter dem Wust blöder Bücher eins, das das innere Erleben und feinen Ausdruck durch die Sprache weiterstreckt und dazu eine vom Autor gesehene Wirklichkeit besitzt.
Carl Sternheim

DER PFIFF UM DIE ECKE / 22 SPITZEL- UND DETEKTIVGESCHICHTEN / BROSCHIERT M 3.20, GEBUNDEN M 4.20

Der spätere Historiker wird auf diese Sittenschilderungen zurückgreifen müssen.
„Leipziger Tageblatt"

DURCH JEDE GUTE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN

ELENA GOTTSCHALK VERLAG · BERLIN W 50

E.A. ENDERS
LEIPZIG / MÜNCHEN

GEGR. 1838

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN

Friedmann & Weber GmbH
Berlin W, Budapester Straße 8
(vis-à-vis Voßstraße)

*

Stoffe
Antiquitäten
Wohnungseinrichtungen
Beleuchtungskörper
Kunst-
gegenstände
Möbel

*

In den 4 Etagen unseres Hauses finden ständig wechselnde Ausstellungen statt, zu deren Besichtigung wir hierdurch einladen

DIE PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE

Soeben erschien:

HEINRICH SCHÄFER UND WALTER ANDRAE

Die Kunst des alten Orients

Die ganze reiche Kunst Ägyptens, Babyloniens, Assyriens usw. ersteht in 750 wundervollen Abbildungen und zahlreichen großenteils farbigen Tafeln
In Halbleinen M. 47.–, in Halbleder M. 50.–

*

Früher erschienen:

ECKART VON SYDOW

Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit

In Halbleinen M. 45.–, in Halbleder M. 50.–

*

WILHELM VON BODE

Die Kunst der Frührenaissance in Italien

In Halbleinen M. 50.–, in Halbleder M. 55.–

*

WERNER WEISBACH

Die Kunst des Barock

in Italien, Frankreich, Deutschland und Spanien
In Halbleinen M. 48.–, in Halbleder M. 52.–

*

MAX J. FRIEDLÄNDER

Die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts

In Halbleinen M. 38.–, in Halbleder M. 42.–

*

GUSTAV PAULI

Die Kunst des Klassizismus und der Romantik

In Halbleinen M. 48.–, in Halbleder M. 52.–

*

Jeder Band mit vielen Abbildungen und zahlreichen großenteils farbigen Tafeln

Lassen Sie sich die Bände von Ihrem Buchhändler vorlegen!

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

MARIETTE LYDIS

Miniaturen

In Liebesbillette gesetzt
von Erik-Ernst Schwabach

Dies Buch ist von einem tollen schwülen Reichtum . . . alles auf Gold, zwischen edelsteinfarbigen Teppichbordüren, o welch ein Traum vom Orient, von der bunten, bunten Ferne . . . . *(Der Tag)*

Die achtzehn auf Gold- und Silbergrund in achtfarbigem Lichtdruck hergestellten Miniaturen sind in einem Blockbuch mit begleitenden Texten verbunden.

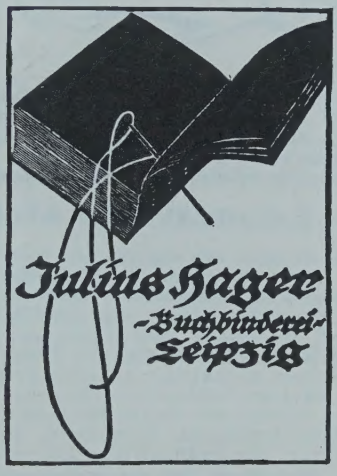
Pergamin M 30.—, echt Pergament M 40.—
Numerierte Luxus-Ausgabe M 145.—

Müller & Co., Verlag, Potsdam

DAS SCHÖNE HEIM

in seinem künstlerischen Ausbau spiegeln die reichillustrierten Monatshefte der im 36. Jahrgang erscheinenden „INNEN-DEKORATION". Probeheft mit 40—50 Bildern M. 2.50, Vierteljahrspreis M. 6.—, Jahresbände mit 4—500 Bildern und vielen Kunstbeilagen M. 30.—. Jeden Fachmann und Kunstfreund wird auch unser neuer Textband „Das schöne Heim" entzücken! Gegen 100 anregende Plaudereien erster Fachleute über die schönen Dinge und ihre anmutige Verwendung im Heim. Gebd. M. 10.—, Bibliophilen-Ausgabe in Japan mit Goldprägung M. 20.—. Die illustr. Werbedrucke des Verlages senden wir an jedermann gratis u. postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
DARMSTADT N 59



Die deutsche Mark
von 1914—1924

Von 1 Mark bis zur Billion!
Die größte Inflation der Welt!

Als Prachtsammlung empfehle meine Luxusausgabe mit allen Inflationsscheinen von 1 Mk. bis 1 Billion. Diese Sammlung enthält auch alle Friedensscheine ab 1904 sowie das Eisen-, Zink- und Aluminiumgeld der Kriegs- und Inflationszeit. Preis dieser Prachtsammlung inkl. feinem Album Mk. 50.— franko.

Die Briefmarken des Deutschen Reiches von 1914-1924
von 2 Pfg. (Germania) bis zur 50 Milliardenmarke inkl. Album nur Mk. 15.— franko, ohne Album Mk. 12.50. Beide Sammlungen haben hohen geschichtlichen Wert. Niemand versäume, sich rechtzeitig dieselben zuzulegen, die später noch hohen Sammelwert bekommen werden. Scheine und Marken garantiert echt. Zu beziehen von

Edwin Schuster, Nürnberg, Gabelsberger Str. 62

Die Organisation
Lebensbund

ist seit 1914 der vornehme und diskrete Weg des Sichfindens. Tausendfache Anerkennungen aus ersten und höchsten Kreisen. Keine gewerbliche Vermittlung. Hochinteressante Bundesschriften geg. 20 Pf. in Briefmarken durch

Verlag G. Bereiter
München, Maximilianstr. 31 und
Berlin-Friedenau, Cäciliengärten
Zweigstellen im Auslande

Es ist das unerbittliche Los vieler Menschen, früh zu sterben, ohne die Möglichkeit einer Lebensverlängerung erkannt zu haben. In zahlreichen Fällen mußten die Ärzte konstatieren, daß viele ihre Krankheit erst erkannten, als es zu spät war und deswegen vorzeitig starben. Niemand scheint zu wissen, daß fast alle Leiden durch unreines Blut entstehen oder begünstigt werden. Tausenden ist diese unumstößliche Wahrheit verschlossen!

Lassen Sie sich endlich aufklären,

wie wir schon viele aufgeklärt und vielen dadurch geholfen haben.

Woran aber merken Sie, daß Ihr Blut unrein ist? Das spürt man sehr deutlich, wenn man sich nur ein wenig selbst beobachtet. Unser Organismus will uns auf den Gefahrzustand aufmerksam machen, in dem wir uns befinden, wenn unser Blut unrein und verdorben ist. Diese kleinen Warnungszeichen sind: Mattigkeit, Schlaflosigkeit, Flimmern vor den Augen, Schwindelanfälle, Krämpfe, Appetitlosigkeit, Stuhlträgheit, Durchfall, Blutwallungen, Zittern der Glieder, blitzartige, schießende Schmerzen, Ameisenlaufen, Hautjucken, Kopfschmerzen, schlechte Verdauung, Nachtschweiß, kalte Füße, Leiden des Herzens, der Nieren, der Galle, der Leber, Hämorrhoiden, Flechten, Ausschläge, Gicht, Zuckerkrankheit, Korpulenz, dauernde Katarrhe des Halses, der Nase, der Ohren, die gefürchtete Adernverkalkung, langwierige Beinschäden usw.

Wenn Sie auf Ehre und Gewissen gefragt würden, ob Sie schon diese oder jene der genannten Beschwerden verspürt haben, so werden Sie sicher mit „ja" antworten müssen. Schaffen Sie schleunigst Abhilfe! Oder haben Sie die Absicht, einen qualvollen, frühen Tod zu sterben? Verzweifeln Sie nicht, Hilfe ist nahe und leicht. Ihnen fehlt eine Blut-Erneuerungs- und Kräftigungs-Kur. Probieren Sie aber nicht erst wertlose Mittelchen, sondern nehmen Sie gleich das Richtige, Bewährte; es könnte sonst zu spät werden. Daß 80 Prozent aller Menschen vor dem 60. Lebensjahre sterben, beruht nur darauf, daß bei mehr als 80 Prozent die chemische Zusammensetzung des Blutes nicht in Ordnung ist. Fehlende Stoffe müssen ersetzt werden, und welche wirklich erstaunlichen Resultate dadurch erreicht werden, bestätigen Alte und Junge, Männer und Frauen in unzähligen Dankschreiben über

Dr. med. Robert Hahn's „Salvito".

In diesem Präparat haben wir ein souveränes Mittel, welches in leicht aufnahmefähiger Form dem Organismus jene lebenswichtigen Salze restlos zuführt, deren er zum einwandfreien Funktionieren unbedingt bedarf, und die in der täglichen Nahrung nur in verschwindend kleiner Menge enthalten sind.

Der Ruf um Hilfe,

der von Hunderttausenden von Leidenden ausgeht, hat uns veranlaßt, denen, die schon mutlos geworden sind, ein besonderes Anerbieten zu machen. Wir senden eine Probedose gratis an jeden, der uns seine Adresse mitteilt. Es braucht uns niemand zu glauben, aber jeder sollte sich überzeugen, daß es Hilfe gibt. Schreiben Sie sofort!

Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg / Fz. Js. 130